

# DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Jg. 11 (Juli 2026)

## Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Der Historiker Daniel Blatman hat in seiner grundlegenden Studie zu den Todesmärschen diese als „ein eigenständiges Kapitel mit besonderen Charakteristika in der Geschichte des nationalsozialistischen Völkermordes“ eingeordnet. Als ein Verbrechen, das sich in den unterschiedlichsten Variationen in hunderten Ortschaften unmittelbar vor den Augen der sogenannten Volksgemeinschaft abspielte, dessen Erforschung indes über viele Jahre vernachlässigt worden ist. Auch daher ist das Zeichen, das der Rat der Stadt Wolfsburg am 11. Februar 2026 gesetzt hat, als er, initiiert durch die erinnerungspolitisch engagierte Zivilgesellschaft, einstimmig den Beschluss gefasst hat, zukünftig am 7. April den Gedenktag zur Erinnerung an die Opfer des Todesmarsches vom KZ-Außenlager Laagberg in das Auffanglager Wöbbelin zu begehen. Es ist dies der erste Gedenktag in der Geschichte der Stadt Wolfsburg, der explizit einen lokalen Bezug hat.

Dass nun in diesem April mit Machiko Yanase-Raveau die Frau des Laagberg-Überlebenden François Raveau und mit Jean-Michel Gaussoit der Sohn eines einstigen KZ-Häftlings vor Ort waren, um an der Gedenkfeier zu partizipieren, kann ihnen nicht hoch genug angerechnet werden. Gleiches gilt für die S.E. Fabrizio Bucci, Botschafter der Italienischen Republik in Deutschland, Jakub Jan Wawrzyniak, dem stellvertretenden Botschafter der Republik Polen, und Julien Acquatella, dem Leiter der Außenstelle der *Commission pour l'Indemnisation des Victimes des Spoliations* in der Französischen Botschaft in Berlin. Ihr Mitwirken an der Gedenkfeier zeigt die europäische Dimension, die der künftige Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg schon jetzt hat. Wir eröffnen diese Ausgabe mit den Redebeiträgen zum Gedenktag, schließen sie wiederum mit Beiträgen der Jugend der Stadt Wolfsburg zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus.

In ihrer Dissertation untersucht Thordis Kokot die Alltagswelten und politischen Aktivitäten von Arbeitsmigrantinnen aus Griechenland in der Bundesrepublik, weshalb wir sie gebeten haben, zwei migrationsgeschichtliche Oral-History-Interviews des IZS für diese Ausgabe unter eben diesen Gesichtspunkten zu analysieren.



Nach den Kranzniederlegungen am Gedenktag für die Opfer des Todesmarsches vom 7. April 1945, Laagberg, am 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#296348

## Gedenken an die Opfer des 7. April 1945

WENN WIR UNSERE WERTE VERTEIDIGEN WOLLEN, SIND DAS ERZÄHLEN, DAS ERINNERN UND DAS NACHDENKEN ÜBER DIE GRAUSAMEN EREIGNISSE DER VERGANGENHEIT EIN NOTWENDIGER PROZESS

VON FABRIZIO BUCCI

Zunächst möchte ich mich ganz herzlich für die Einladung zu dieser bedeutenden Gedenkfeier bedanken. Es ist mir eine große Ehre und ein echtes Privileg, hier im Stadtteil Laagberg in Gegenwart jener zu sein, die die Erinnerung an eines der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte lebendig halten.

Wenn man heute diese Straßen entlang geht, zwischen Wohnhäusern und Grünflächen, lässt nichts mehr auf die Lebensbedingungen schließen, die von Zwang, untraglicher Arbeitsbelastung, Hunger und Misshandlungen geprägt waren. Zwischen 1944 und 1945 wurden an diesem Ort Hunderte von Männern aus verschiedenen Ländern ihrer Würde beraubt, zu Zwangsarbeit gezwungen und schließlich auf den Todesmarsch getrieben.

Heute ist ein Tag des Gedenkens, aber auch der Verantwortung: Gedenken an die Opfer und an das unaussprechliche Leid, das unseren Kontinent durchzogen hat; Verantwortung, die Werte, die aus den Verbrechen des NS-Regimes mit Nachdruck hervorgegangen sind, zu bewahren und jeden Tag neu zu beleben.

Wie Präsident Sergio Mattarella im vergangenen November in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag anlässlich des Volkstrauertags sagte, verpflichten uns die Erinnerung an die Gräueltaten der Menschheit in der Vergangenheit und der tiefe Schmerz über die heutigen Gräueltaten zu einer besonderen Form der Wachsamkeit: Frieden ist kein endgültig erreichter Zustand, sondern das Ergebnis unermüdlicher Anstrengungen, gegründet auf gemeinsamen Wer-

ten sowie der Anerkennung der Unantastbarkeit der Menschenwürde jedes einzelnen Menschen – überall.

Aus den Trümmern des Zweiten Weltkrieges fand Europa die Kraft, sich wieder aufzurichten. Genau dort, wo einst Spaltung und Konflikt herrschten, nahm ein außergewöhnliches Projekt Gestalt an: Nämlich die europäischen Völker in einem gemeinsamen Schicksal zu vereinen. Die Europäische Union entstand als konkrete Antwort auf die Schrecken der Vergangenheit und gründet sich auf unverzichtbare Grundsätze: Frieden, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und die Achtung der Menschenwürde. Aus den Trümmern des Zweiten Weltkrieges entstand das Projekt der europäischen Integration – in dem Bewusstsein, dass der Weltfrieden nur durch schöp-

ferische Anstrengungen bewahrt werden kann, die den Gefahren entsprechen, die ihn bedrohen – um die Worte der Schuman-Erklärung vom 9. Mai 1950 zu zitieren.

Es ist an unseren Völkern, die in der gemeinsamen Erfahrung des Leids und der Verantwortung für den letzten Weltkrieg geeint sind, ihre Anstrengungen für den Aufbau einer Zukunft in Frieden und Fortschritt zu verstärken – in einem Kontext, in dem innere und internationale Krisen, weit verbreitete Instabilität und neue Kriegsgefahren das europäische Gebäude erschüttern.



Wolfsburg



Der italienische Botschafter S.E. Fabrizio Bucci während der Kranzniederlegung, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#296302

„Wenn die anderen glauben, man ist am Ende, so muss man erst richtig anfangen“, sagte Konrad Adenauer. Wenn alle meinen, eine neue, auf Macht basierende Weltordnung sei die einzig mögliche, ist es an der Zeit, das europäische Modell mit Nachdruck zu bekräftigen. Im Zentrum dieses Modells steht nach wie vor eine Idee von großer Bedeutung: der Vorrang der Politik des demokratischen Handelns. Denn, wie Alcide De Gasperi sagte: „Die Zukunft wird nicht durch Gewalt oder Eroberung geschaffen, sondern durch die geduldige Umsetzung der Demokratie, das konstruktive Streben nach Konsens und die Achtung der Freiheit.“

Demokratie und die Achtung der Grundrechte erfordern unsere Wachsamkeit und unser tägliches Engagement, damit sie bewahrt und verteidigt werden können. Demokratie, so schrieb Jürgen Habermas, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern ein fortwährendes Unterfangen – eine Baustelle, die immer offenbleibt und nur so

lange Bestand hat, wie die Bürger miteinander im Gespräch bleiben.

Wenn wir unsere Werte verteidigen wollen, sind das Erzählen, das Erinnern und das Nachdenken über die grausamen Ereignisse der Vergangenheit ein notwendiger Prozess. Doch damit dies gelingen kann, braucht das historische Gedächtnis auch eigens dafür geschaffene Orte, an denen sich die Gemeinschaft versammeln kann.

Die Erinnerung an die Opfer des KZ-Außenlagers Laagberg und des KZ Neuengamme sowie aller Orte des Leidens ruft uns dazu auf, Hüter der Menschenwürde zu sein. Sie erinnert uns daran, dass Frieden kein Geschenk, sondern eine Verantwortung ist. Und dass wir jedes Mal, wenn wir die Freiheit verteidigen, denen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die das Ende jenes Schreckens nicht mehr erleben durften. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

*Fabrizio Bucci ist Botschafter der Italienischen Republik in Deutschland.*

## ES MAG SEIN, DASS DIESER ORT NOCH NICHT DAS AUSSTRAHLT, WAS ER MAL AUSSTRAHLEN WIRD

VON JAKUB JAN WAWRZYNIAK

Erlauben sie mir, allen voran die Familienmitglieder der Opfer, der Zeitzeugen, zu begrüßen, denn, wie Sie richtig sagten, lieber Herr Oberbürgermeister, alle diese Menschen, alle Opfer hatten einen Namen, hatten eine Geschichte, hatten Familien. Und es ist immer eine besondere Ehre, wenn die Familienmitglieder und Zeitzeuginnen sowie Zeitzeugen unter uns sind und von diesen Geschichten berichten können. Denn wer sind wir ohne diese Geschichten?

Ich komme ganz frisch von den Besuchen in den Gedenkstätten Buchenwald, Mittelbau-Dora, der Gedenkstätte KZ-Außenlager Ellrich-Juliushütte. Und ähnlich wie hier handelt es sich dabei um Orte, die – wie vielerorts, wie an viel zu vielen Orten – einen gewissen Frieden ausstrahlen oder sogar vortäuschen, dabei sind es Orte des größten Schreckens. Und ähnlich wie hier, wo nach dem Kriegsende ein normaler Alltag stattgefunden und es lange gedauert hatte, bis man dies entdeckte, erweckt es auch dort den Anschein, als fände man sich an einem ruhigen Ort wieder. Dabei ist auch hier viel Schlimmes vorgefallen.

Jedes Mal, wenn ich die Gelegenheit habe, bei einer Gedenkveranstaltung zu sprechen, stelle ich mir natürlich die Frage, wie ich die richtigen Worte finden kann. Welche Worte sind wichtig genug, um dem Schmerz, dem Leid und der Erfahrung der Menschen gerecht zu werden, die das alles durchlebten, erlebten oder leider auch nicht überlebten? Auf der anderen Seite ist Schweigen natürlich auch keine Lösung. Ganz im Gegenteil. Wir alle sind



Jakub Jan Wawrzyniak, stellvertretender Botschafter der Republik Polen, während seiner Rede, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#29635

da – und man kann nur jedem Einzelnen danken, der heute hier mit uns ist –, wir sind eben alle da, weil viele jener Menschen, heute nicht hier sein können, weil viele nicht mehr unter uns sind.

Wenn man bedenkt, dass jedes Jahr Tausende der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von uns gehen, und viele dieser Menschen, obwohl sie fast 100 oder über 100 Jahre alt sind, immer noch an die Gedenkstätten fahren, immer wieder bei den Gedenkveranstaltungen der Schulen an diese Geschichte erinnern, dann ist es auch an uns, auch unsere Ver-

pflichtung, dies beizubehalten. Denn die Frage ist, wie viel Zeit muss man sich nehmen, um bestimmte Sachen anzusprechen? Deswegen ist es wichtig, die Stimme zu erheben, eben Präsenz zu zeigen und dafür zu kämpfen, das wichtig ist, was viele von Ihnen hier aufrichtig und gut tun.

Heute spreche ich natürlich auch als Enkel eines Dachau-Überlebenden zu Ihnen, als Enkel einer Zwangsarbeiterin, als Ur-enkel eines jüdischen Auschwitz-Opfers. Es ist natürlich auch eine innere Verpflichtung, die uns alle dazu bringt, diese Menschen zu

erinnern. Das gemeinsame Gedenken ist wichtig und deswegen sind wir so dankbar, dass wir hier mit vielen Freunden aus unterschiedlichen Ecken der Welt gemeinsam gedenken können. Die Fragen, die wir uns immer stellen: Machen wir genug? Haben wir genug gemacht? Haben wir schnell genug gehandelt? Auf diese Fragen suchen wir stets die Antworten.

Wir müssen uns heutzutage auch folgende Frage stellen: Warum haben wir vieles so lange weilen lassen, dass uns mittlerweile leider auch neue Kriege er-

reichen? Kriege, die direkt vor unserer Haustür stattfinden und die uns immer wieder daran zweifeln lassen, ob wir wirklich aus dem „Nie wieder“ gelernt haben. Deswegen ist es so wichtig und so schön – und darüber sind wir alle dankbar –, dass es hier vor Ort Menschen gibt, die sich unermüdet dafür eingesetzt haben, und immer mehr – wie man heute sieht – Menschen dafür begeistern können, für diese Geschichte, für diesen Ort, für die Geschichte dieser Menschen einzustehen. Damit sich das weiterentwickelt.

Ich danke jedem einzelnen, natürlich stellvertretend der Familie Paulsen, aber auch allen anderen, die sich hier und an vielen anderen Orten dafür engagieren, von Herzen in der vielfachen Rolle, in der ich heute zu Ihnen spreche, für dieses Engagement. Das ist eben das, was wir unseren Familienmitgliedern und vielen Menschen, die im Zweiten Weltkrieg umgebracht worden, umgekommen sind oder nur schwer gezeichnet überlebt hatten, schuldig sind.

Es mag sein, dass dieser Ort noch nicht das ausstrahlt, was er mal ausstrahlen wird, aber es zeigt sich immer wieder, dass diese Arbeit eine besonders wichtige ist und diese Arbeit wirklich im Sinne all derjenigen geschieht, die nicht mehr für sich selbst sprechen können. In diesem Sinne danke ich abermals allen, die heute hier mit uns sind, und allen, die sich schon immer dafür engagiert haben. Vielen Dank.

*Jakub Jan Wawrzyniak ist stellvertretender Botschafter der Republik Polen.*

## ERINNERUNG GEHÖRT NICHT DER VERGANGENHEIT, SIE IST VIELMEHR EIN DYNAMISCHES UND AKTUELLES KONSTRUKT, DAS ES UNSERER HEUTIGEN GESELLSCHAFT ERMÖGLICHT, SICH DER GEFAHREN, DIE IHR DROHEN, BEWUSST ZU SEIN

VON JULIEN ACQUATELLA

Die heutige Veranstaltung zeigt, dass die Erinnerungsarbeit noch immer das Fundament der deutsch-französischen Freundschaft, aber auch der europäischen Verständigung ist. Es ist ein sehr gutes Gefühl, dass unsere Freunde aus Deutschland, Polen und Italien, dass wir alle hier zusammengekommen sind, um zusammen zu gedenken. Der Laagberg ist ein internationaler Treffpunkt geworden, der all jenen gehört, die in Italien, Polen, Deutschland, Frankreich und überall sonst einen Ort aufsuchen wollen, an dem sie verstehen können, was ihre Vorfahren erlebt haben, an dem sie ihre Trauer verarbeiten können.

Liebe Frau Raveau, lieber Herr Gausso, ihre Anwesenheit heute hier in Wolfsburg zeigt, dass die Erinnerung an einem Raum verankert werden muss, um lebendig zu bleiben, aber auch um sich zu entfalten. Vielen Dank, dass sie trotz der Phantomschmerzen, die der Ort Laagberg wiederaufleben lässt, zu uns gekommen sind, um ihre Familiengeschichten mit uns zu teilen. Vielen Dank.

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, im Namen der Französischen Republik möchte ich ihnen sowie den Partnern der Stadtverwaltung die tiefe Dankbarkeit unseres Landes ausdrücken, denn die Verwirklichung des Gedenk- und Lernortes KZ-Außenlager Laagberg ist eine bewundernswerte und unverzichtbare Antwort auf die Erwartungen der Familien der Deportierten aus Frankreich und aus anderen Ländern.

Erinnerungsarbeit bedeutet, sich des anderen und des gemeinsamen Schicksals, das uns ver-

bindet, bewusst zu werden. Diese gemeinsame Erinnerung gilt als geteilte Anerkennung der dunkelsten Stunden unserer gemeinsamen Geschichte und dadurch einer Gemeinschaft der Freundschaft. Unter den Überlebenden der Deportation gedenken wir in Frankreich zum Beispiel Simone Veil, einer Pionierin der Europäischen Gemeinschaft. Simone Veil beschreibt in ihren Memoiren Orte, die dem Laagberg ähneln, die heute die Erinnerungen lebendig halten sollen, die der Nationalsozialismus vergeblich zu zerstören versucht hat, wie folgt: „Là-bas, dans les plaines allemandes [...], s'étendent désormais des espaces dénudés sur lesquels règne le silence. C'est le poids effrayant du vide que l'oubli n'a pas le droit de combler, et que la mémoire des vivants habitera toujours.“ – „Dort, in den deutschen Ebenen [...], erstrecken sich nun kahle Flächen, über denen Stille herrscht. Es ist die erschreckende Last der Leere, die das Vergessen nicht ausfüllen darf und die die Erinnerung der Lebenden für immer bewahren wird.“

Vor der Entstehung des Gedenkprojektes, das gemeinsam vom *Freundeskreis Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg*, der Stadt Wolfsburg und der *Volkswagen AG* initiiert worden ist, war es genau diese erschreckende und fassungslose Leere, die uns hier umgab zwischen Asphalt, Beton und Supermarkt: ein unscheinbarer Ort, an dem doch unvorstellbare Verbrechen stattgefunden haben.

Heute, gemeinsam, zusammen, versprechen wir, diese „unerträgliche Leere“ mit einer starken, lebendigen und vielfältigen Erin-

nerungsmaterie zu füllen. Einer Erinnerungskultur, die in die Zukunft blickt und jüngeren Generationen unseres Kontinents als Orientierungspunkt dienen soll. Während Revisionismus, Desinformation, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus in Europa und darüber hinaus rasant zunehmen, müssen wir uns an die Botschaft des Mutes, der Hoffnung und der Wachsamkeit erinnern, die uns die KZ-Überlebenden vermitteln. Sie lehnten Fatalismus und Pessimismus ab und zeigten uns stattdessen eine positive Haltung, denn sie glaubten an die Jugend und an unsere Fähigkeit, gegen revisionistische und antidemokratische Strömungen vorzugehen, die unsere Gesellschaften heute leider sehr akut schwächen.

Seien wir nicht naiv. Wir wissen, dass die Berichte ehemaliger Deportierter allein oder dass der einmalige Besuch einer Gedenkstätte nicht ausreichen, um zum Beispiel die Jugend gegen Gewalt, Revisionismus und Desinformation zu immunisieren. Zerstörerische Ideologien verbreiten sich zunächst stark im eigenen Zuhause, im Familienkreis, und es ist sehr schwierig, der primären Sozialisation entgegenzuwirken. Dennoch ist es möglich. Dafür braucht man langfristige und kompetente Arbeit, die Sie, Frau Placenti mit Ihrem Team Ihres Instituts tagtäglich leisten. Wir sind überzeugt, dass sich die Schülerinnen und Schüler, die Auszubildenden, die Studierenden mit Leidenschaft und Kreativität für ihre Vergangenheit interessieren, insbesondere für die Geschichte ihrer Stadt, ihrer Familie, ihrer Region, sobald man sie machen

lässt, sobald man sie ernst nimmt und ihnen die Mittel an die Hand gibt, ihren Ideen zu folgen und ihre Hypothesen zu artikulieren.

Ich glaube, dass das Vermächtnis der ehemaligen Deportierten und ihrer Nachkommen, Herr Gausso, in der Vermittlung einer Zivilcourage liegt beziehungsweise im Bewusstsein, dass Frieden, Demokratie, wie Sie, Herr Botschafter, das schon gesagt haben, das Frieden, Demokratie und Grundfreiheiten zerbrechliche und vergängliche Schätze sind, die nur bestehen bleiben können, wenn sich die Bürgerinnen und Bürger beständig und entschlossen für ihre Verteidigung einsetzen.

Abschließend möchte ich auf die grundlegende und im Jahr 2026 wachsende Bedeutung von Archiven und Gedenkstätten hinweisen. Da die Stimmen der letzten Zeitzeugen der Deportation verstummen und da der Realitätsbezug durch neue Technologien und die sie manipulierenden antidemokratischen-politischen Bewegungen infrage gestellt wird, ist es wichtiger denn je, die Spuren der Vergangenheit sichtbar zu machen und historische Orte wie den Laagberg zu kennzeichnen.

Daher ist es von entscheidender Bedeutung, hier, am Standort Laagberg, einen Gedenk- und Lernort zu errichten, der den Diskursen der Geschichtsfälscher entgegentreten kann. Desinformation, die Aufhebung der Grenzen zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Vorurteil und Tatsache, die Herabwürdigung der Wissenschaft – wir wissen alle, dass die Wissenschaft frei und unabhängig bleiben soll –, die Vernachlässigung der Kultur, all das zerstört

das Wesen unserer Demokratie.

Die Erinnerung ist Materie, sie ist zugleich Topografie. Heute mehr denn je muss die Arbeit in den Archiven, aber auch die Schaffung und Entwicklung von Erinnerungs- und Informationsorten in Deutschland, in Frankreich und darüber hinaus ganz oben auf der politischen Agenda stehen. Die großartige Forschungsarbeit von Anita Placenti und ihrem Team, sowie die von Anke und Uwe Paulsen mit außergewöhnlichem Talent und Engagement organisierte Bürgerinitiative ermöglichen es bereits heute, Gesichter des Laagbergs neu zu skizzieren und zahlreiche vergessene Geschichten zu erzählen. Liebe Frau Placenti, liebe Frau Paulsen, lieber Herr Paulsen, für ihr so inspirierendes wissenschaftliches und zivilgesellschaftliches Werk möchte ich ihnen, auch im Namen der Französischen Republik, unseren, meinen tiefsten Dank aussprechen.

Die Erinnerung gehört nicht der Vergangenheit, sie ist vielmehr ein dynamisches und aktuelles Konstrukt, das es unserer heutigen Gesellschaft ermöglicht, sich der Gefahren, die ihr drohen, bewusst zu sein. Es ist heute unsere Aufgabe, das Erbe der Überlebenden und ihrer Nachfahren anzutreten. Es ist eine Frage, wie sie sagen, Herr Kollege, es ist eine Frage der moralischen Verantwortung, die das Fundament unseres Auftrages als europäische Bürgerinnen und Bürger bildet.

*Julien Acquatella ist Leiter der Außenstelle der Commission pour l'Indemnisation des Victimes des Spoliations in der Französischen Botschaft in Berlin.*



Julien Acquatella, Leiter der Außenstelle der *Commission pour l'Indemnisation des Victimes des Spoliations* in Berlin, verliest das Grußwort des Botschafters der Französischen Republik, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#296371



Jean-Michel Gausso spricht als Vertreter der *Amicale Internationale KZ Neuengamme*, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#296373 oder #296377

## ENTSCHLOSSEN DIE HUMANISTISCHEN IDEALE DER TOLERANZ VERTEIDIGEN UND FÖRDERN

VON JEAN-MICHEL GAUSSOT

Vor etwas mehr als einem Jahr, am 4. April 2025, erinnerte die Stadt Wolfsburg an genau diesem Ort erstmals an die Räumung des KZ-Außenlagers Laagberg. Es war mir eine Ehre und Freude, an dieser ersten Zeremonie teilzunehmen, und heute, da wir wieder versammelt sind, um das Andenken dieser Männer aus Frankreich, aber auch aus Italien, Polen, Spanien und anderen Ländern zu ehren, ist es genauso.

Am Ende einer nicht berechenbaren Reise, während derer etwa hundert Häftlinge pro Waggon eingesperrt waren und die eine Reihe von ihnen, die bereits durch ihren Aufenthalt auf dem Laagberg sehr geschwächt waren, nicht überlebten, betreten sie am 14. oder 15. April ein noch schlimmeres Lager, das von Wöbbelin. Nach allen von Historikerinnen und Historikern

bestätigten Aussagen der Überlebenden war Wöbbelin so etwas wie ein kleines Bergen-Belsen. Etwa tausend Insassen starben in den 17 Tagen vor der Ankunft der amerikanischen Truppen, die das Lager befreiten. Sie starben an Hunger, Durst oder Krankheiten. Mein Vater, Jean Gaussot, 30 Jahre alt und Vater von zwei Kindern, war eines dieser Opfer. Er konnte nur das erste der beiden, meine Schwester, noch kennen lernen, bevor er von der Gestapo verhaftet und in das KZ Neuengamme deportiert wurde.

Als Vertreter sowohl der *Amicale Internationale KZ Neuengamme* als auch der französischen *Amicale* möchte ich der Stadt Wolfsburg und ihrem Oberbürgermeister Dennis Weilmann meinen aufrichtigen Dank für die Organisation dieser Zeremonie und noch mehr für ihre

Bemühungen aussprechen, ein Gedenk- und Bildungszentrum in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Lagers Laagberg zu schaffen. Mein Dank gilt auch Anita Placenti, Leiterin des *Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation*, der VVN-BdA und besonders Mecki Hartung, der *Volkswagen AG* sowie natürlich meinen Freunden Uwe und Anke Paulsen, die so viel Energie in dieses Projekt eines Gedenk- und Lernortes investiert haben.

Doch ehren wir das Andenken an die Deportierten am überzeugendsten, wenn wir nicht nur an die Vergangenheit, sondern auch an die Gegenwart und die Zukunft denken. Denn die Werte, die die Überlebenden der Lager sich bemühten an uns weiterzugeben, verlieren wir heute vielfach aus dem Blick, so wie auch die Lehren

aus der Geschichte oft in Vergessenheit geraten. Mehr denn je ist die Demokratie bedroht, für die Europa eine der letzten Bastionen ist. Das Völkerrecht und die UN-Charta werden offen und skrupellos von Großmächten verletzt, die meinen, neue Gebiete unter Missachtung der Souveränität der Völker und der Unabhängigkeit anderer Staaten erobern zu können. Gewalt ersetzt das Recht, sowohl zwischen Nationen als auch innerhalb von Ländern, in denen die Bevölkerung der Tyrannei unrechtmäßiger Regierungen ausgesetzt ist. Und die öffentliche Meinung erliegt oft selbst einer Ideologie des Hasses, des Rassismus, des Antisemitismus, des Fanatismus in all seinen Formen oder gibt der Versuchung nach, das Aufkommen autoritärer Regime, die wenig Rücksicht auf Freiheit und Gleich-

heit ihrer Bürgerinnen und Bürger nehmen, zu ermöglichen.

Angesichts dieser gravierenden Gefahren müssen wir entschlossen die humanistischen Ideale der Toleranz, des Respekts für die Menschenrechte, für Freiheit, Solidarität und Frieden verteidigen und fördern, die während der dunklen Jahre des „Dritten Reiches“ und des Zweiten Weltkrieges den Widerstand gegen den Nationalsozialismus inspiriert haben.

*Jean-Michel Gaussot ist ehemaliger Diplomat und war unter anderem in Ecuador, Togo, Chile und den Niederlanden als Botschafter tätig. Er war Generalsekretär der französischen Amicale de Neuengamme und Vizepräsident der Amicale Internationale KZ Neuengamme.*



Kranzniederlegung, vorne links Machiko Yanase-Raveau, die Witwe des KZ-Überlebenden François Raveau

## GEDENKEN BEGINNT MIT KONKRETEN NAMEN, MIT GESICHTERN, STIMMEN UND PERSÖNLICHEN LEBENSWEGEN

VON DENNIS WEILMANN

Wir gedenken heute den Opfern des Todesmarsches vom 7. April 1945. Der Rat der Stadt Wolfsburg hat den 7. April zum kommunalen Gedenktag erklärt. Ein Tag, der in seinen Geschehnissen hier vor Ort am ehemaligen KZ-Außenlager Laagberg schwerwiegt. Ein Tag, der uns als Stadtgesellschaft mahnt und der Opfer gedenken lässt. Ein Tag, der für uns Verantwortung bedeutet, für Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit einzustehen.

Sich der eigenen Geschichte bewusstwerden, den offenen Umgang und auch den offenen Austausch suchen, ist Teil unserer städtischen Identität. Unsere Erinnerungs- und Gedenkkultur – und dies gilt für die Bundesrepublik im Großen, wie für unsere Stadt im Kleinen – ist in einem stetigen Wandel. Es bedarf fortwäh-

rend neuer Impulse, Anregungen und Reflektionen, damit sie lebendig bleibt. Ebenso gehört das Hinterfragen des Bestehenden dazu. Gemeinsam müssen wir unsere Erinnerungsarbeit schützen.

Denn gerade heute dürfen wir nicht übersehen, dass unsere Erinnerungs- und Gedenkkultur zunehmend unter Druck gerät. Wenn politische Kräfte erstarken, die diese Erinnerungskultur in Frage stellen, ist das nicht nur ein deutliches Warnzeichen, es darf von unserer Gesellschaft nicht akzeptiert werden. Solche Tendenzen machen uns bewusst, wie wertvoll und zugleich wie verletzlich demokratische Erinnerungskultur ist – und wie sehr sie von unserem gemeinsamen Engagement lebt. Unsere Gedenkort, unsere Aufarbeitung und unser gemeinsames Erinnern sind ein unverzichtbarer

Bestandteil unseres gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Der heutige Gedenktag, mit dem wir als Stadtgesellschaft der Verstorbenen und Überlebenden des Todesmarschs des KZ-Außenlager Laagberg gedenken, macht dies in besonderer Weise deutlich. Denn bedenken Sie, sehr geehrte Damen und Herren, wie viel Zeit vergangen ist, bis in Wolfsburg der Opfer der NS-Zeit gedacht und ihre Leiden anerkannt wurden. Bedenken Sie, an welchen Orten sich dieser Wandel in der Gedenkpraxis seit den späten 1960er Jahren zunächst vollzogen hat. Und bedenken Sie, wie lange es gedauert hat, bis der Laagberg selbst, an dem wir uns heute versammelt haben, eine erinnerungskulturelle Bedeutung bekommen hat.

Ein solcher Wandel vollzieht sich nicht von alleine – dafür be-

darf es Menschen, die sich über viele Jahre hinweg engagieren. In den 1980er Jahren kam der Impuls für eine stärkere Auseinandersetzung mit diesem konkreten Ort auf. Dieser Impuls ging von einzelnen französischen Überlebenden des hiesigen Außenlagers des Konzentrationslagers Neuengamme aus. Sie setzten sich dafür ein, dass der Ort mit einer Gedenkstele wieder sichtbar gemacht wird.

Jahrzehnte später führte der überraschende Fund der Fundamentreste einer ehemaligen Gefangenenbaracke zu einer neuen, intensiven Auseinandersetzung. Dieser Fund löste eine überregional wahrgenommene Diskussion darüber aus, was mit den Fundamentresten geschehen sollte und wie mit diesem Ort des Leids umzugehen sei. Wesentliche Impul-

se, kritische Fragen und wichtige Anregungen kamen damals aus der Zivilgesellschaft. Es ist auch ihr Verdienst, dass hier, am historischen Ort, schon bald ein Gedenk- und Lernort entstehen wird.

Mit Nachdruck treiben wir die Planungen für den Gedenk- und Lernort voran. Erste bauvorbereitende Maßnahmen sind bereits erfolgt. Im Juni soll der Objektbeschluss für den Gedenk- und Lernort im Rat gefasst werden. Im Anschluss soll noch in diesem Jahr mit dem Bau begonnen werden und damit ein sichtbares Zeichen für das Erinnern, das Mahnen und die Verantwortung für unsere Geschichte gesetzt werden. Dass die *Volkswagen AG* sich ihrer historischen Verantwortung bewusst ist und die Entstehung dieses Gedenk- und Lernortes unterstützt, ist dabei ein wichtiger Beitrag.

Der heutige Gedenktag ist ein Zeichen des fortwährenden Wandels. Er steht für ein neues, waches und kritisches Bewusstsein unserer Stadtgesellschaft. Was im vergangenen Jahr auf Bestreben des Freundeskreises Gedenk- und Lernort KZ Außenlager Laagberg und anderer Initiativen erstmals begangen wurde, ist nun offizieller Gedenktag der Stadt Wolfsburg. Es ist der erste kommunale Gedenktag unserer Stadt, der unmittelbar mit unserer eigenen Geschichte verbunden ist.

Mit diesem Tag gedenken wir der Opfer und des Leids jener Häftlinge, die am 7. April 1945 auf den Todesmarsch gezwungen wurden. Das KZ Außenlager Laagberg wurde aufgelöst und die Häftlinge wurden in das als Sterbelager erinnerte Wöbbelin getrieben. Die Ungewissheit, die Angst und die endlosen Strapazen dieses Marsches sind kaum vorstellbar.

Wir kennen einige der Namen jener Menschen, die auf diesen Todesmarsch geschickt wurden. Doch über ihr früheres Leben, über die Qualen in den Lagern und über ihre Wege nach dem Krieg wissen wir noch immer viel zu wenig. Bisher sind uns nur einzelne Schicksale bekannt.

Dazu gehört das Ihres Vaters, lieber Jean-Michel Gaussoit, der an den Folgen der Lagerhaft und des Todesmarsches in Wöbbelin verstorben ist – und über den Sie ein bewegendes Buch geschrieben haben. Ebenso kennen wir die Geschichte von François Rosellini. Er überlebte den Todesmarsch und die Befreiung, starb jedoch wenige Tage später in Wöbbelin. Wir wissen davon, weil ein Nachfahre seine Spuren suchte und die Orte seines Leidenswegs rekonstruierte.

Bereits diese beiden Biografien zeigen, wie sehr die Geschichte des NS-Unrechts die Familien der einstigen Häftlinge bis heute beschäftigt. Doch insgesamt wissen wir noch viel zu wenig über die Lebenswege der anderen Menschen: über die Franzosen, die Polen, die Häftlinge aus der Sowjetunion, aus Spanien und Italien, aus Deutschland, Belgien und Jugoslawien und aus weiteren Ländern.

Genau hier setzt der geplante Gedenk- und Lernort an. Gedenken beginnt mit konkreten Namen, mit Gesichtern, Stimmen und persönlichen Lebenswegen. Gerade diese individuellen Geschichten eröffnen uns einen Zugang zu dem, was damals geschehen ist. Sie holen die Vergangenheit aus der Ferne in unsere Gegenwart. Wenn wir uns mit diesen Biografien beschäftigen, erkennen wir die Größe unserer Verantwortung. Unsere Verantwortung, Erinnerung wachzuhalten. Unsere Verantwortung, wachsam zu bleiben gegenüber Ausgrenzung, Hass und Gleichgültigkeit. So bleibt das Gedenken nicht nur ein Blick zurück. Es wird zu einem klaren Auftrag – für unsere Gegenwart und für das Morgen.

Dennis Weilmann ist Oberbürgermeister der Stadt Wolfsburg.



Die Gedenkfeier an die Opfer des Todesmarsches, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S.8/#296343

## DIE AUSEINANDERSETZUNG MIT DER VERGANGENHEIT UNSERER STADT ALS WERTVOLLER TEIL UNSERER DEMOKRATISCHEN IDENTITÄT

VON ANITA PLACENTI

Vielleicht haben Sie es schon bemerkt, dass sich im Zuge der Vorbereitungen für den heutigen Gedenktag auch im Inneren des Zelts, in dem die Barackenfundamentreste lagern, etwas getan hat. Falls nicht, so möchte ich Sie einladen, jenen Spuren zu folgen, die Elisabeth Schneider und Selina Pinneker, zwei Vertreterinnen der jungen Generation unserer Stadt, dort für Sie als temporäre Installation gelegt haben. Wenn ich es mir genau überlege, ist es vielleicht sogar mehr als eine Installation – eine Intervention. Eine Intervention, mit der uns die beiden vor Augen führen, was hier, an diesem Ort, noch immer fehlt: der Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg. Denn an diesem soll – und wird – es genau darum gehen: um eine aktive Auseinandersetzung mit dem hier im einstigen KZ-Außenlager Laagberg während des letzten Kriegsjahres begangenen Unrecht. Um eine aktive Auseinandersetzung mit jenen Biografien, die dieses Unrecht haben erfahren, ja erleiden müssen.

Vielleicht haben Sie noch die letzten Töne von *Once upon a time in the West* von Ennio Morricone oder des *Adagios in g-Moll* von Tomaso Albinonis im Ohr, die Julian Krell soeben musikalisch dargeboten hat. Als ich ihn gefragt habe, ob er sich vorstellen könne, an diesem Gedenktag mitzuwirken, hat er umgehend zugesagt. Für mich ist dieses Mitwirken wie auch die Intervention von Elisabeth Schneider und Selina Pinneker eine bedeutsame Erinnerungspraktik der Gegenwart. Denn die jungen Menschen dieser Stadt suchen und finden ihre eigenen Wege, um sich einzubringen, sich mit der Geschichte ihrer Stadt auseinanderzusetzen, das hier begangene Unrecht nicht

dem Vergessen zu übergeben, sondern aktiv an es zu erinnern, die Erinnerung wach zu halten. Für mich steht außer Frage: Diese Erinnerungspraktiken der Gegenwart bedürfen eines Raumes, an dem sie gelebt werden und Ausdruck finden können.

Es liegt in unserer Verantwortung, dem bereits 2017 gefassten Ratsbeschluss zum Bau des Gedenk- und Lernorts nun endlich mit Nachdruck umzusetzen. Bedenken Sie, wie viele Schülerinnen und Schüler diesen Ort hätten bereits in den letzten Jahren besuchen, an ihm historische und demokratische Bildung erfahren können. Bedenken Sie, wie viele Gelegenheiten wir als Stadt Wolfsburg verpasst haben, sie über die Ausstellung und das geplante „Offene Archiv“ an die Schicksale jener Menschen heranzuführen. In der Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten der Opfer, ihren individuellen Erfahrungen und Erlebnissen, die an diesem Ort zusammengetragen, aufgearbeitet und zugänglich gemacht werden sollen, wird Erinnerungsarbeit lebendig, nimmt das Gedenken Form an, sucht sich einen Ausdruck. Es liegt in der Verantwortung der Stadt Wolfsburg, mit dem Gedenk- und Lernort Möglichkeitsräume für diese Erinnerungspraktiken zu schaffen, um unsere kommunale Erinnerungskultur lebendig zu halten, von und mit ihr zu lernen.

Ob wir es wollen oder nicht: Die Geschichte des Nationalsozialismus, die Geschichte dieses KZ-Außenlagers ist unwiderföhrlich auf das engste mit der Geschichte unserer Stadt verbunden. Wir können ihr nicht entkommen. Wo wir auch hinstreben – sie wird immer schon da sein und auf uns warten. Wir

kommen nicht umhin, sie anzunehmen, uns auf sie einzulassen, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Es gilt, jedes Kapitel unserer Stadtgeschichte offenzulegen, auch wenn die Arbeit mit der Geschichte Wunden in der Stadtgesellschaft aufreißen kann.

Machen Sie sich bewusst: Erinnerungsarbeit ist eine nicht endende Aufgabe einer jeden Kommune. Nirgendwo sonst als in unserer als nationalsozialistische „Mustersiedlung“ geplanten Stadt trifft dies mehr zu. Nehmen wir diese Aufgabe an, so schafft sie Orientierung für die Gegenwart, eröffnet Perspektiven für die Zukunft. Wenn wir als Stadt Erinnerungsarbeit ernst nehmen, hilft sie uns, unsere demokratischen Werte zu schützen. Aus der Beschäftigung mit der Geschichte erwächst eine Haltung.

Dieser Gedenktag, an dem wir der Opfer des Todesmarsches gedenken, die zwar die vielfachen Deportationswege und Inhaftierungen in den unterschiedlichsten Gefängnissen und Konzentrationslagern, auch die Lagerhaft und ausbeuterische Zwangsarbeit auf dem Laagberg überlebt hatten, nicht aber den Todesmarsch nach Wöbbelin, ist sichtbarer Ausdruck einer lebendigen Erinnerungskultur, einer Haltung.

Mit dem im letzten Jahr gesetzten Gedenkstein, der bereits durch die Architekten und Ausstellungsgestalter des Gedenk- und Lernorts in diesen integriert worden ist, zeigen wir nach innen wie nach außen, wie sehr Erinnerungsarbeit eine gemeinsame, generationenübergreifende Aufgabe der Stadtgesellschaft und aller jener Akteure über sie hinaus ist. Mit dem heute zum zweiten Mal begangenen Gedenktag zeigen wir nach innen wie nach außen,

dass wir nicht bereit dazu sind, die Augen zu verschließen, dass wir indes sehr wohl dazu bereit sind, auch jene Kapitel unserer Stadtgeschichte zu erforschen und zu vermitteln, die von der extremen Brutalität der letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges erzählen. Die Todesmärsche waren die letzte Etappe eines unbändigen Vernichtungswillens. Auch hier, an diesem Ort, an dem wir uns heute zusammengefunden haben, wurden völlig entkräftete, geschwächte, physisch und psychisch gebrochene Menschen auf die nächste Etappe ihrer individuellen Martyrien geschickt. Damit sie nicht durch die Alliierten befreit würden, damit sie nicht Zeugnis geben konnten von dem Leid, das sie hier erfahren haben.

Es liegt in unserer Verantwortung, von diesen Menschen zu erzählen. Von jenen, die den Todesmarsch nicht überlebt haben, von jenen, die den Strapazen wenige Tage danach erlegen sind, wie auch jenen, die das Glück hatten, am Leben zu bleiben. Wer sich mit diesen Biografien auseinandersetzt, kann ihnen gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Wer sich mit diesen Biografien auseinandersetzt, wird verstehen, wie sehr diese Erinnerungsarbeit auch Aufgabe der nachfolgenden Generationen ist. Wer sich mit diesen Biografien auseinandersetzt, wird wachsam sein in der Gegenwart, wird Wächter der Demokratie. Wenn wir das verinnerlichen, uns als Aufgabe bewusst machen, wird die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit unserer Stadt zu einem wertvollen Teil unserer demokratischen Identität.

Anita Placinti ist Leiterin des Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg.

Bitte sehen Sie es mir nach, wenn ich Sie alle, die Sie uns – und vor allen Dingen den Opfern der NS-Gewaltherrschaft heute die Ehre erweisen, – nicht einzeln namentlich begrüße. Ich denke, eine jede und ein jeder von Ihnen weiß, wie wichtig uns Ihr Erscheinen ist. Aber ich möchte den Blick auf jene Menschen und jenen Ort lenken, an dem wir uns heute zum zweiten Mal versammelt haben, um ganz explizit der Toten und Überlebenden des Todesmarsches zu gedenken, um jenen Menschen Respekt zu zollen, die hier, an diesem Ort, aber auch zuvor an so vielen anderen Stationen ihrer individuellen Leidenswege, entmenschlicht werden sollten.

Es war unser *Freundeskreis Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg*, der sich – gemeinsam mit der beispiellosen Unterstützung des französischen Botschafters und seines Teams – für diesen heutigen Gedenktag stark gemacht, der sich für ihn engagiert und geworben hat. Um hier, wie es Seine Exzellenz François Delattre vor einem Jahr gesagt hat, Gerechtigkeit, Kultur und Menschlichkeit an genau dem Ort wiederherzustellen, an dem die Nazis sie vollkommen ausgelöscht haben.

Dafür, dass wir uns heute wieder hier versammelt haben, bin ich der Stadt Wolfsburg von tiefem Herzen dankbar. Und so könnte ich durchaus mit einiger Berechtigung sagen, dass wir mit dem *Freundeskreis* in den letzten Jahren viel erreicht und bewegt haben. So manches davon hätte ich noch vor gar nicht so langer Zeit nicht für möglich gehalten. Aber dennoch stehe ich heute vor Ihnen und muss konstatieren, dass mit dem Bau des Gedenk- und Lernortes noch nicht begonnen wurde.

Als ich vor einem Jahr zu Ihnen gesprochen habe, habe ich den ausdrücklichen Wunsch formuliert, dass wir uns heute in einer im Bau befindlichen Gedenkstätte wieder zusammenfinden würden. Ich hatte diesen Wunsch auch in der Zeitkapsel platziert. Er hat sich nicht erfüllt.

Aber wir lassen uns davon nicht entmutigen und werden zukünftig noch entschiedener für die zeitnahe Realisierung des Gedenk- und Lernortes KZ-Außenlager Laagberg einsetzen und dafür alle Hebel in Bewegung setzen.

Dass Sie, sehr geehrte Machiko Yanase-Raveau, heute hier vor Ort sind, motiviert uns noch einmal zusätzlich, denn wir engagieren uns auch und insbesondere für Menschen wie Sie. Menschen, die mit den Häftlingen, die an diesem Ort undenkbares Leid erfahren haben, verbunden waren. Denn Ihr späterer Mann, François Raveau, war einer von ihnen.

Mit gerade einmal 16 Jahren ist er 1944 durch die Gestapo verhaftet worden – da hatte er bereits drei Jahre lang die *Résistance* unterstützt. Er war nicht nur hier auf dem Laagberg der jüngste KZ-Häftling, sondern der jüngste Widerstandskämpfer Frankreichs, der nach Deutschland deportiert worden ist – was für ihn indes nicht zählte. Es ist für mich unvorstellbar, wie er hier, als Jugendlicher, diese Entmenschlichung hat

erfahren, ertragen, erdulden müssen. Er hat den Todesmarsch nach Wöbbelin überlebt, ist am 2. Mai dort von amerikanischen Truppen befreit worden. Zurück in Frankreich nahm er ein Studium auf, wurde wie ich selbst Arzt – wir waren, wenn auch zeitversetzt, Kollegen, was mich besonders berührt. Wohl einer seiner berühmtesten Patienten war Jean-Paul Sartre. Doch Raveau war auch Anthropologe und Ethnologe. Er hat den Erfahrungen der NS-Gewalt getrotzt und mit Ihnen, sehr geehrte Frau Yanase-Raveau, ein erfülltes Leben führen dürfen. Es schmerzt, dass er vor drei Jahren im Alter von 95 Jahren verstorben ist.

Aber wir engagieren uns ebenso intensiv für Dich, mein lieber Freund Jean-Michel Gausso, der Du Deinen Vater nie hast kennenlernen dürfen: ein junger Rechtsanwalt und *Résistance*-Kämpfer, der hier auf dem Laagberg die entsetzlichen Gräueltaten und Leiden wie auch den Todesmarsch nach Wöbbelin überlebt, dort jedoch noch vor der Befreiung des Lagers am 23. April 1945 völlig entkräftet an den Folgen der Lagerhaft starb. Wir engagieren uns, um Deinem Vater die Ehre zu erweisen, Deinem Vater, der Dich, wie Du so berührend in Deinem Buch geschrieben hast, in Deinem Leben nie verlassen hat.

Wir setzten uns nach unseren Kräften für dieses Gedenken an die Opfer des NS-Unrechts ein, ob sie aus Italien, Frankreich oder Polen kamen. Deshalb freut es mich ganz besonders, dass auch Sie, Ihre Exzellenz Fabrizio Bucci, als Botschafter Italiens, und Du sehr geschätzter Unterstützer, Julien Acquatella, als Vertreter des französischen Botschafters, Seine

Exzellenz François Delattre, und auch Sie, verehrter Jacob Jan Wawrzyniak als stellvertretender Botschafter der Republik Polen und Du lieber Jean-Michel Gausso, Vizepräsident der *Amicale Internationale de Neuengamme*, heute zu uns gesprochen haben.

Ich habe eben gesagt, wie sehr es mich bedrückt, meinen Wunsch nach einem Baubeginn der Gedenkstätte noch nicht erfüllt zu sehen. Doch ich denke, mit Ihrer Unterstützung, durch Ihre Präsenz, die uns verdeutlicht, wie sehr es in unserer Verantwortung liegt, nun keine Zeit mehr zu verlieren, wird es uns gelingen.

Sie, lieber Oberbürgermeister Dennis Weilmann, haben uns im März dieses Jahres in einem persönlichen Gespräch zugesagt, dass mit dem Bau des Gedenk- und Lernortes im vierten Quartal 2026 begonnen werden soll – und zwar ohne Abstriche, das heißt genauso, wie er durch die Arbeitsgemeinschaft *Hoskins Architects* und *guba+sgard* geplant worden ist. Aus dieser Aussage möchte ich gerne die Gewissheit ableiten, dass wir uns dann im April des kommenden Jahres tatsächlich in einer im Bau befindlichen Gedenkstätte zum Gedenken an die Opfer zusammenfinden werden.

Doch auch, wenn wir mit der Realisierung des Gedenk- und Lernortes sichtbar keinen Schritt weitergekommen sind, möchte ich doch hervorheben, was sich gleichwohl verändert hat.

Nun fragen Sie sich vielleicht, was damit gemeint sein könnte. Dafür gilt es, den Blick von diesem Ort abzuwenden und auf uns, die wir hier versammelt sind, zu lenken: Denn dieser Gedenktag, wie auch der hier entstehende Ge-

denk- und Lernort, ergeben für mich allein dann Sinn, wenn es uns gelingt, ihn einerseits in unserer Stadtgesellschaft zu verankern, mit ihm andererseits aber auch und insbesondere die europäische Dimension sichtbar machen und mit Leben füllen, die den Gedenktag schon jetzt und den entstehenden Gedenk- und Lernort ausmachen werden.

Im letzten Jahr haben wir dafür diplomatische Vertreterinnen und Vertreter aus Frankreich und Italien zugegen gehabt, die zu uns gesprochen haben, zudem mit Gabrielle Perissi eine Vertreterin der Gedenkstätte in Compiègne. In diesem Jahr hat zudem der erste Gesandte der Botschaft der Republik Polen zu uns gesprochen.

Machen Sie sich bewusst: Das Gedenken an die Opfer geschieht nicht nur hier vor Ort, sondern auch in ihren Heimatländern, Städten und Dörfern. Wenn es uns gelingt, dieses lokale Gedenken und Erinnern miteinander zu verknüpfen, es auch an diesem Ort sichtbar zu machen, dann schaffen wir damit, so meine Vorstellung, ein neues Verständnis des Gedenkens, dann fühlen wir, was es heißt, in einem vereinigten Europa zu leben. Wir sind hier auf dem richtigen Weg.

Doch warum ist uns, dem *Freundeskreis Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg*, das Verknüpfen des jeweiligen Gedenkens vor Ort mit dem Laagberg so wichtig?

Die Schriftstellerin Olga Tokarczuk hat in ihrer Dankesrede in Stockholm, wo sie 2019 den Literaturnobelpreis erhalten hat, etwas gesagt, das ich seitdem nicht vergessen habe und das mich in meiner Arbeit für den *Freundeskreis*

trägt. Nachdem sie dargelegt hat, warum für sie die Welt aus Wörtern geschaffen ist, legt Tokarczuk dar:

„Wie wir über die Welt denken und – vermutlich noch wichtiger – wie wir von ihr erzählen, hat [...] eine ungeheure Bedeutung. Was geschieht, aber nicht erzählt wird, hört auf zu sein und vergeht.“ (Olga Tokarczuk, *Der liebevolle Erzähler*. Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises für Literatur. Zürich 2020, S. 15)

Lassen Sie mich anhand eines Beispiels veranschaulichen, wie ich Tokarczucks Worte verstehe. Gemeinsam mit meiner Frau Anke habe ich mich im letzten Jahr auf eine Recherchereise ins Finistère in der Bretagne begeben, um den Spuren von nicht weniger als 13 bretonischen *Résistance*-Kämpfern des Départements nachzugehen. Die 13 Bretonen, die allesamt hier im KZ-Außenlager Laagberg inhaftiert gewesen sind, hatten wir zuvor anhand von Deportationslisten recherchiert. Vor Ort haben wir mit Expertinnen und Experten gesprochen, haben Museen und Archive aufgesucht und mit lokalen Politikern gesprochen. Ein Ergebnis unserer Recherchen können Sie demnächst auf einem der Banner sehen, die am Zelt angebracht sind: die bewegende Geschichte von Yves Normant.

Yves Normant hatte sich während der deutschen Besatzung in der 1942 gegründeten, überwiegend kommunistisch geprägten *Résistance*-Gruppierung der *Francs-tireurs et partisans* (FTP) engagiert, bis er im Oktober 1943 von der Feldgendarmarie in Scarver verhaftet und in das Gefängnis Saint-Charles in Quimper über-



Das Befüllen der Zeitkapsel, 16. April 2026; Foto: Lars Landmann/StadtA WOB, S. 8/#296417

## DIE EUROPÄISCHE DIMENSION DES GEDENKENS UND DIE CHANCE, UNS IN DER ERINNERUNGSPOLITISCHEN LANDSCHAFT ZU POSITIONIEREN

VON UWE PAULSEN

führt worden ist. Von dort ging sein Martyrium über Compiègne und Neuengamme bis auf den Laagberg. Er war einer von über 800 politischen KZ-Häftlingen, die zur Zwangsarbeit von Volkswagen angefordert wurden. Er hat das KZ-Außenlager Laagberg wie auch den Todesmarsch in das Sterbelager Wöbbelin überlebt, ist dort aber, nur wenige Tage bevor US-amerikanische Truppen das Lager befreiten, völlig entkräftet am 23. April 1945, kurz vor seinem 24. Geburtstag, an den Folgen seiner Lagerhaft verstorben.

Schauen Sie in die Augen dieses jungen Mannes, der gewiss noch Träume, sein Leben noch vor sich hatte. Wir haben dieses Foto im Militärarchiv in Vincennes bei Paris aufgespürt. Im sich dort befindlichen Dossier zu ihm ist auch ein Brief an seine Eltern überliefert, den er am 30. Oktober 1944 in Quimper verfasst hat. Darin heißt es: „Ihr wisst, was ich getan habe, deshalb hoffe ich, dass euch das nicht überrascht. Kurz gesagt, alles, was ich getan habe, war für Frankreich und ich bereue nichts.“

Mit einem Mal bekommt Geschichte ein Gesicht, mit einem Mal wird Geschichte in diesen Quellen greifbar, die für die zukünftige Gedenkstätte von unschätzbarem Wert sind. Und nicht nur das, denn wie wir überrascht feststellen durften, ist in seinem Geburtsort in Landrévette (Esqui-bien) an der Südküste der Halbinsel Cap Sizun nahe Audierne, unweit der Chapelle Saint-Evette ein Boulevard nach Yves Normant benannt – und das schon seit 1970. Jean Perrot, der damalige Oberbürgermeister von Audierne, betonte seinerzeit: „In unseren Herzen und den Herzen unserer Enkelkinder müssen wir eine

Flamme der Dankbarkeit gegenüber Yves Normant, diesem jungen Helden, der in der Blüte seines Lebens gefallen ist, entzünden und bewahren.“ Auch eine künstlerisch gearbeitete Gedenkplatte, die das Laagberglager mit seinen fünf Wachtürmen zeigt, findet sich dort.

Stellen Sie sich vor, uns würde es gelingen, auch diese Praktiken des Gedenkens im Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg zu integrieren. Stellen Sie sich vor, wir könnten den Kontakt und Austausch mit der dortigen Gemeinde intensivieren und aufrechterhalten, um das Gefühl für das geeinte Europa neu zu beleben. Aber dies ist nur eine Geschichte von so vielen, die noch erzählt werden müssen.

Ich möchte mich zum Ende meiner Rede an die Vertreterinnen und Vertreter der Volkswagen AG wenden und Sie fragen, ob die im Raume stehende Summe, mit der Sie den werdenden Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg unterstützen möchten, nicht etwas höher ausfallen kann?

Denn bedenken Sie: Wir haben mit dieser Gedenkstätte die einmalige Chance, uns in der erinnerungspolitischen Landschaft zu positionieren. Wir sind bereit, diesen Schritt zu gehen. Wir sollten ihn entschlossen, mit Mut, Tatkraft und Gestaltungswillen gehen. Um Menschen wie Jean Gaussot, François Raveau und Yves Normant zu ehren, ihrer zu gedenken und um einen Ort zu schaffen, an dem wir uns mit der Geschichte auseinandersetzen, Demokratieverständnis schaffen und Europa leben.

*Uwe Paulsen ist Vorsitzender des Freundeskreises Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg e. V.*



Foto: Elisabeth Schneider

## DAS KZ-AUSSENLAGER LAAGBERG UND DIE MORALISCHE VERANTWORTUNG DER VOLKSWAGEN AG

VON ARNE MEISWINKEL

Unsere Welt verändert sich in atemberaubendem Tempo – vieles wendet sich gerade nicht zum Guten. Ein fester moralischer Kompass ist in diesen Tagen wichtig, auch wenn er in seinem Ursprung negativ konnotiert ist. Wie an diesem Gedenkort des nationalsozialistischen Terrors.

Es steht außer Frage: Das KZ-Außenlager Laagberg hätte es nicht gegeben, hätte nicht auf der anderen Seite des Kanals das Volkswagenwerk gestanden. Deswegen ist es mir wichtig, heute hier zu sein, heute mit Ihnen zu sein! Denn hier und heute geht es um die moralische Verantwortung der Volkswagen AG. Sie ergibt sich aus der Geschichte des Unternehmens, insbesondere an seinem Stammsitz Wolfsburg.

Der deutsch-israelische Historiker Dan Diner hat die „Shoa“, die planmäßige und im industriellen Maßstab betriebene Ermordung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten, zu Recht als „tiefsten Zivilisationsbruch der Geschichte“ bezeichnet.

Erst später rückte ins Bewusstsein, dass die Verbrechen an Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, aus Polen, der Ukraine, Weißrussland und Russland, aber auch aus Frankreich und Italien, in ihrer Monstrosität ein ebenfalls singulärer Akt der Inhumanität waren: Während die Vernichtung der europäischen Juden vor allem einer wahnhaften Rassenideologie folgte, stand bei den Zwangsarbeitenden zunächst vor allem die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft im Vordergrund. Wobei ihr Tod immer mitgedacht und einkalkuliert war. Denn hier ging es um „Vernichtung durch Arbeit“ – während über dem Eingangstor von Auschwitz der zynische Satz prangte: „Arbeit macht frei“.

Meine Damen und Herren, das Volkswagenwerk spielte im System der NS-Zwangsarbeit eine herausgehobene Rolle. Niemand bestreitet das. Denn: Mit ihm entstand am Mittellandkanal seit 1938 die größte und modernste Fabrik Europas. Bei der Zuteilung von Arbeitskräften in der

schwerfälligen NS-Rüstungsbürokratie war diese aber zu kurz gekommen. Daher unternahm das damalige Management zahlreiche Anstrengungen, um an Arbeitskräfte zu gelangen. Und das hieß vor allem: der Einsatz von Zwangsarbeit.

Auch der Ort, an dem wir uns heute zum Gedenken versammeln, an dem das KZ-Außenlager Laagberg einst stand, wurde auf Betreiben der Volkswagenwerk GmbH eingerichtet. Von hier aus startete am 7. April 1945 einer der Todesmärsche mit rund 650 Häftlingen zum Konzentrationslager Wöbbelin. Der Krieg war zu diesem Zeitpunkt im Grunde längst verloren. Welch sinnloser Akt der Inhumanität.

Meine Damen und Herren, Sie sehen: An den Anfängen von Volkswagen ist vieles dunkel und böse, erschreckend und barbarisch. Doch es gibt auch Zeichen der Zuversicht: Da ist Major Ivan Hirst. Im Jahr 1945 übernahm er im Auftrag der Alliierten die Kontrolle über das Werk. Ihm ging es bekanntermaßen darum, nicht

nur Autos zu bauen, sondern auch um die Demokratie. Unsere demokratische Grundhaltung als Unternehmen verdanken wir ganz maßgeblich ihm. Da ist der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer. Im benachbarten Braunschweig löste er in den 1950er Jahren mit sorgfältig vorbereiteten Prozessen die Initialzündung für eine breite Aufarbeitung der NS-Verbrechen aus. Und nicht zuletzt sind da die Aktivitäten des Unternehmens selbst: die bis heute monumentale ‚Mommson-Grieger-Studie‘ über *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*, die Gründung des Unternehmensarchivs, die Zwangsarbeiterentschädigung, die zum Vorbild für ganz Deutschland wurde, unsere anhaltende Unterstützung für die Erinnerungsstätte Yad Vashem in Israel und das Engagement unserer Auszubildenden in Auschwitz – in seiner Bedeutung ist es gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Dennoch und trotz aller Wende zum Guten: Das ehemalige KZ-Außenlager Laagberg ist und bleibt ein besonders beschämen-

der Ort in der Geschichte von Volkswagen. Wir haben als Unternehmen bereits im Jahr 2019 im Zuge der Freilegung der Bodengrundamente zugesichert, dass wir uns an der Sicherung der Spuren und dem Wächhalten der Erinnerung angemessen beteiligen. Hierzu hat es in den vergangenen Jahren und Monaten intensive Gespräche mit der Stadt gegeben. Oberbürgermeister Dennis Weilmann hat hierzu gerade alles Notwendige gesagt. Und wir werden dies auch so umsetzen.

Schließen möchte ich mit dem Satz: Ich verneige mich vor den Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und bin mir bewusst, wie tief das Unternehmen Volkswagen in diese verwickelt war. Als Unternehmen werden wir auch in Zukunft unseren Beitrag leisten, um die Erinnerung an die dunklen Jahre 1933 bis 1945 wach zu halten. Ich danke Ihnen.

*Arne Meiswinkel ist Mitglied des Markenvorstands der Volkswagen AG.*



Kranzniederlegung Gedenkstätte KZ-Außenlager Laagberg, Stadt A WOB; S 8, Foto: Lars Landmann

## EINEN ORT SCHAFFEN, DER DES GEDENKENS WÜRDIG IST

VON DANIELA CAVALLO

Hier und heute mit Ihnen und euch an dieser Stelle zu stehen, ist ein besonderer Moment. Wir befinden uns an einem Ort grausamer Verbrechen, unbeschreiblichen Leidens. Darüber haben wir heute schon viel gehört. Deshalb möchte ich das auch nicht wiederholen. Lassen Sie uns stattdessen gemeinsam den Blick nach vorne richten. Und lassen Sie uns sehen, wie aus diesem Ort des Unrechts – wenigstens ein Stück weit – ein Ort der Hoffnung werden kann.

Viele Menschen kommen seit mehreren Jahren hierher, um der Opfer des Nazi-Terrors zu gedenken. Unter ihnen sind auch Nachfahren dieser Opfer. Einige von ihnen sind heute hier. Ich begrüße Sie sehr herzlich, danke Ihnen, dass Sie auch heute wieder zu uns gekommen sind. Seit ebenso vielen Jahren finden Sie einen Anblick vor, der dieses Gedenkens unwürdig ist. Ich nehme da kein Blatt vor den Mund: Das steht uns als Stadt Wolfsburg und als Volkswagen AG nicht gut zu Gesicht.

Nun aber haben wir gehört, dass der Weg zu einer angemessenen

Gedenkstätte endlich geebnet ist. Als ich kürzlich in der Zeitung gelesen habe, dass hier, direkt neben uns, am Waldrand, erste Arbeiten für den späteren Lernpfad stattgefunden haben, fiel mir ein Stein vom Herzen. Endlich können wir vom Reden ins Machen! Endlich können wir den Wolfsburgerinnen und Wolfsburgern, und auch Ihnen, unseren internationalen Gästen, sagen: Es tut sich etwas.

Gerade hier am Konzernsitz der Volkswagen AG – mit seiner allseits bekannten Geschichte, Herr Meiswinkel ist auch gerade ausführlich darauf eingegangen, – wird das höchste Zeit.

Dabei schaffen wir mehr als einen reinen Ort des Gedenkens. „Nie wieder“ ist tief in unserer DNA als Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter sowie als aufrechte Demokratinnen und Demokraten verankert. Zu diesem „Nie wieder“ gehören die immerwährende Erinnerung, die Mahnung sowie nicht zuletzt die Sensibilisierung und Bildung jüngerer und kommender Gene-

rationen. Den Raum dafür schaffen wir an der Stelle des früheren KZ-Außenlagers auf dem Laagberg.

Hier sollen Schulklassen herkommen und ein viel eindrücklicheres Erleben von der Geschichte unserer Stadt haben, als es die Theorie im Klassenraum bieten kann. Hier sehen Schülerinnen und Schüler sowie alle anderen Interessierten, was vor gerade mal gut 80 Jahren direkt vor unserer Haustür geschehen ist. Und deshalb sprach ich zu Beginn meiner Rede von Hoffnung. Nur wer die Geschichte kennt, kann verhindern, dass sie sich wiederholt.

Wer einmal im Leben eine Gedenkstätte der Verbrechen des Nationalsozialismus besucht hat, vergisst das niemals wieder. Man geht danach anders mit der Geschichte um. Anders mit Situationen, die solche Dinge betreffen. Sei es auf dem Schulhof, in den Vereinen oder bei der Arbeit. Meine Hoffnung und mein fester Glaube sind, dass wir hier einen Beitrag dazu leisten, die Demokratie in Wolfsburg zu stärken.

Der Rat der Stadt hat einstimmig beschlossen, den 7. April künftig als kommunalen Gedenktag an den Todesmarsch vom KZ-Außenlager Laagberg zum KZ Wöbbelin zu begehen. Das ist ein wichtiges Signal. So halten wir die Erinnerung lebendig.

Und lassen sie mich noch ein Wort zum Umfeld der künftigen Gedenkstätte sagen. Erst dachte ich, wie so viele andere: Eine Gedenkstätte zwischen Tankstelle und Supermarkt, das ist ja furchtbar. Aber gehört zu einer lebendigen Erinnerungskultur nicht die Begegnung mit der Geschichte eben dort, wo die Menschen sind? Mittlerweile denke ich: Genauso ist es richtig.

Übrigens gab es auch Stimmen, die dieses Projekt für überdimensioniert hielten. Sie sagten, das ginge doch auch kleiner. Ich persönlich finde das nicht. Der Ort zwischen Supermarkt und Tankstelle ist nur dann richtig, wenn er ins Auge fällt. Wenn er nicht untergeht zwischen den anderen Gebäuden, sondern auf Anhieb erkennbar ist

als etwas Besonderes. Wenn er die Menschen neugierig macht. Und wenn sie nach einem Besuch allesamt sagen: „Nie wieder.“ Dann hat sich meine Hoffnung erfüllt.

Wir alle gemeinsam sind hier, um genau das für die Zukunft zu schaffen und nachfolgende Generationen auch daran zu erinnern. Denn ich persönlich muss sagen, auch ich bin hier in Wolfsburg geboren, doch war mir über viele Jahre hinweg gar nicht bewusst, was damals hier, direkt vor der Haustür, geschehen ist. Insofern liegt es in unserer gemeinsamen Verantwortung, nicht nur an die Verbrechen zu erinnern, die die nationalsozialistische Führungsrige zu verantworten hat, sondern auch an jene, die überall in Europa, aber eben auch hier auf dem Laagberg, durch so viele andere Täterinnen und Täter begangen worden sind. Es gilt, sich tagtäglich dafür einzusetzen, dass die Demokratie gewahrt wird.

*Daniela Cavallo ist Vorsitzende des Gesamt- und Konzernbetriebsrates der Volkswagen AG.*

# „Was ich in Wolfsburg erlebt habe, das ist Geschichte“

Facetten der Migration zweier Wolfsburgerinnen aus Griechenland

VON THORDIS KOKOT

„Was ich in Wolfsburg erlebt habe, das ist Geschichte“<sup>1</sup> – stellt Angeliki Katsaros in einem 2023 mit dem *Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* (IZS) geführten Interview fest. Im Jahr 1961 war sie als 19-Jährige aus Nordgriechenland in die niedersächsische Industriestadt gekommen.<sup>2</sup> Im selben Jahr migrierte auch Niki Lippok, damals 16 Jahre alt, von Nordgriechenland nach Wolfsburg (Abb. 1).<sup>3</sup> Es war die Anfangsphase einer Zeit massenhafter Migration von Südeuropa in die Bundesrepublik (und andere westeuropäische Länder), die gemeinhin verkürzt als Periode der „Gastarbeit“ benannt wird. Angeliki Katsaros und Niki Lippok waren jedoch keine „Gastarbeiterinnen“ im engeren Sinne: Sie waren nicht infolge eines bilateralen Abkommens durch staatliche Stellen als Arbeitskräfte „angeworben“ worden, sondern migrierten unter anderen Vorzeichen. Die Interviews mit ihnen veranschaulichen eindrücklich, wie heterogen und vielschichtig die Migrationsbewegungen der 1950er bis 1970er Jahre tatsächlich waren.<sup>4</sup> Dabei stellen die im Stadtarchiv aufbewahrten Erzählungen in der Tat in mehrfacher Hinsicht „Geschichte“ dar, wie Katsaros statuiert: Erstens sind sie Spiegel europäischer (Zeit-) Geschichte, zweitens sind sie Teil der Wolfsburger Stadtgeschichte und drittens handelt es sich um individuelle Lebensgeschichte(n). Beide Frauen beziehen sich instinktiv auf all diese drei Ebenen, worin sich nicht zuletzt manifestiert, wie ergiebig Oral History für die Zeitgeschichtsschreibung sein kann – auch wenn im Nachhinein durchgeführte Interviews nicht mit historischer Faktizität gleichzusetzen sind.<sup>5</sup>

Griechische (Arbeits-) Migrantinnen als Teil der europäischen Geschichte

Zunächst offenbart sich in den Interviews europäische Geschichte wie unter einem Brennglas. Denn politische, ökonomische, soziale oder kulturelle Entwicklungen fanden keineswegs (allein) innerhalb von Nationalstaaten statt. Insbesondere der Zweite Weltkrieg führte zu fundamentalen Erschütterungen auf dem gesamten europäischen Kontinent und weit darüber hinaus. Gleichmaßen waren die Nachkriegsjahrzehnte von grenzüberschreitenden, transnationalen Phänomenen geprägt, die Teil einer „gemeinsamen Geschichte“ sind wie etwa dem Kalten Krieg oder den (west-)europäischen Einigungsprozessen.<sup>6</sup>

Auch die (Arbeits-)Migration der 1950er bis 1970er Jahre lässt sich als hochgradig transnationale, europäische Geschichte



Abb. 1: Niki Lippok auf den Drei Steinen im VW-Bad, 1960er Jahre; Foto: Privatbesitz/StadtA WOB, S.8/#94399

deuten.<sup>7</sup> Zwar wird die bundesrepublikanische „Gastarbeit“ oft in einer „Parallelwelt“ verortet,<sup>8</sup> ein genauerer Blick zeigt jedoch unverkennbar, wie sehr diese innereuropäischen Migrationsbewegungen mit darüber hinausgehenden Zeitumständen verknüpft waren. Dies beginnt bereits mit der Frage nach Herkunft und Sozialisation migrantischer Akteurinnen wie Angeliki Katsaros und Niki Lippok:

Erstere wurde 1942, letztere 1944 im Norden Griechenlands geboren. Damit erlebten sie die Besatzung während des Zweiten Weltkrieges sowie den darauffolgenden griechischen Bürgerkrieg (1944/46–1949) als (Klein-)Kinder mit. Ihre Väter waren aktiv in die Kämpfe involviert. Katsaros wuchs hauptsächlich bei ihren Großeltern auf, die ihrerseits aus dem heutigen Istanbul stammten (Abb. 3). Hier sind ganz offenbar, wie bei vielen Familien, zusätzliche vergangene Ereignisse wie die griechisch-osmanischen/

türkischen Konflikte und Bevölkerungsverschiebungen zu berücksichtigen.<sup>9</sup> Dass junge Griechinnen und Griechen knapp zehn bis 15 Jahre nach Kriegsende ausgerechnet nach Deutschland gehen wollten, sahen besonders ältere Familienangehörige zunächst kritisch. Katsaros berichtet beispielsweise von der Skepsis ihrer Großmutter, die auf im Krieg gemachten Erfahrungen beruhte:

„DIE BULGAREN HAT HITLER GESCHICKT UND FÜNF JAHRE LANG HAT GRIECHENLAND GELITTEN DURCH DIE GESTAPO, DURCH SS, DURCH DIE WEHRMACHT. UND DAS SCHLIMMSTE WAREN DIE BULGAREN. ALSO ES WAR ALLES NOCH FRISCH IM KOPFE. [...] UND VON DA AUS WAR SIE NICHT BEGEISTERT, DASS ICH NACH DEUTSCHLAND KOMME. ABER DANACH IST DAS VERSCHWUNDEN.“

Katsaros' Entschluss, in die Bundesrepublik zu migrieren, lag in-

des auch in den Nachwirkungen der politischen Verwerfungen der 1940er Jahre begründet. Denn da ihr Vater im linken Widerstand gekämpft hatte, erschwerten es ihr daraus resultierende politische Benachteiligungen, im rechtskonservativ regierten Griechenland der 1950er Jahre eine Arbeitsstelle zu finden. Als 1967 ein nationalistischer Militärputsch die griechische Politik abermals erschütterte, wirkte sich dies wiederum unmittelbar auf ihre Entscheidung aus, in der Bundesrepublik zu verbleiben. Mitnichten waren die Migrationsbewegungen dieser Zeit somit ausschließlich wirtschaftlich konnotiert.

Im Fall von Niki Lippok lassen sich Bezüge zu prägenden europäischen Zeitumständen besonders im Privatleben finden: Im Jahr 1965 heiratete sie in Wolfsburg einen Mann, der „auch ein Flüchtlingskind“ war, insofern er ursprünglich aus Oberschlesien stammte. Vor diesem Hin-

tergrund entdeckte die Griechin im jeweiligen Leben jenseits ihrer Herkunftsorte eine Parallele: „Die Oberschlesier sind so, diese Sehnsucht nach ihrer Heimat, die ist besonders tief bei denen allen. Er [ihr Mann] tut immer von seiner Heimat schwärmen“, ebenso wie sie selbst erklärt, eine „Sehnsucht nach [ihrer] Heimat“ zu verspüren.

Wie sich Migrantinnen aus Griechenland explizit als Zeuginnen und Akteurinnen europäischer Geschichte verorten, belegt eine Schilderung von Angeliki Katsaros zum Bau der Berliner Mauer. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Wolfsburg im August 1961 hatte sie an einer Fahrt des *Christlichen Jugenddorfs* nach Berlin teilgenommen:

„DAS WAR DER TAG, WO DIE GRENZE, WO DER MAUER GEBAUT IST. WIR HABEN GESEHEN, WO DER MAUER GEBAUT IST. WIR HABEN GESEHEN, WO DIE MAUER GEBAUT IST. WIR HABEN SCHÜSSE GEHÖRT, ES BEWEGTEN SICH DIE LEUTE. ABER WIR WUSSTEN NICHT WAS PASSIERT. [...] ALSO ICH WAR ZEUGE, WO DIE MAUER ANGESTELLT HAT. UND ICH WAR DABEI, AM 9. NOVEMBER, WO DIE MAUER GEWESEN IST. ALSO ICH WAR IN VIELEN SACHEN DABEI GEWESEN.“

Betont durch sprachliche Wiederholungen, charakterisiert Katsaros sich hier eindeutig als aktive Zeitzugin tiefgreifender historischer Ereignisse. Damit löst sie zugleich die vermeintliche Dichotomie zwischen deutscher und „ausländischer“ Geschichte, den vermeintlichen Gegensatz vom Eigenen und Anderen auf. Vielmehr verdeutlicht sie, dass Mauerbau und Mauerfall auch „ihre“ Erlebnisse – die Erlebnisse einer griechischen Migrantin in der Bundesrepublik – waren.

Griechische (Arbeits-) Migrantinnen als Teil der Stadtgeschichte

Transnationale Dimensionen sind auch mit Blick auf die Wolfsburger Stadtgeschichte äußerst bedeutsam. Maßgeblich dazu beigetragen hat die 1962 einsetzende Rekrutierung von Arbeitskräften aus dem Ausland durch die *Volkswagenwerk AG*. Niki Lippok betont etwa, dass im Werk Menschen „aus ganz Europa“ und darüber hinaus beschäftigt gewesen seien. Sie und Angeliki Katsaros waren beziehungsweise sind indes ebenfalls Teil dieser vielfältigen Stadtgesellschaft und erzählen die eigene Geschichte auch dezidiert als Stadtgeschichte.

Während Katsaros sich nach Ankunft in Wolfsburg an ihren Ehemann halten konnte, der dort bereits seit 1958 lebte, empfand



Abb. 2: Niki Lippok während einer Heimatreise – natürlich mit einem VW Käfer, undatiert; Foto: Privatbesitz/StadtA WOB, S.8/#94398

Niki Lippok die erste Zeit in der niedersächsischen Mittelstadt als „Kulturschock“. Zwar hatte sie einen Bruder in Wolfsburg, dieser lebte jedoch im Betriebswohnheim und hatte durch seine Erwerbsarbeit auch nur wenig Kapazitäten, seine Schwester in das Leben vor Ort einzuführen. So fühlte sich die damals 16-jährige Lippok zunächst überfordert:

„[I]CH KANN MICH ERINNERN, DASS ICH, ICH HABE ANGST RAUSZUGEHEN. ALSO DAS WAREN WIRKLICHE ÄNGSTE. JEDENFALLS, ICH HABE MICH GETRAUT NACH PAAR TAGEN. ICH BIN RAUSGEGANGEN BIS ZUM KAUFHOF UND ZURÜCK, DENN ICH HABE ANGST GEHABT, DASS ICH IRGENDWIE VERLOREN GEHE. UND ICH WUSSTE GAR NICHT, WIE ICH DIE LEUTE ANSPRECHEN SOLL, UM WIEDER DAS HAUS ZU FINDEN.“

Mit der Zeit fand sie sich jedoch zurecht und eignete sich die lokalen Räume auch eigeninitiativ an. Beispielsweise suchte sie eigenständig Betriebe auf, um sich nach einer Arbeitsstelle zu erkundigen, war sie doch ohne Arbeitsvertrag ins Bundesgebiet eingereist. Außerdem lernte

sie in Wolfsburg Radfahren und Schwimmen, was ihr, wie sie erzählt, aufgrund ihres Geschlechts in Griechenland „verboten“ gewesen war.

Einen zentralen stadthistorischen Moment stellt für beide Frauen die „Ankunft der Italiener“ dar. Gemeint sind damit die seit Januar 1962 eintreffenden angeworbenen Arbeitskräfte für die *Volkswagenwerk AG*, die den Betrieb wie auch die Stadt in entscheidender Weise prägen sollten.<sup>10</sup> Als früh migrierte Frauen erlebten Katsaros und Lippok diese Transformation von Anfang an mit, worin sich wiederum der Pioniercharakter ihrer eigenen Migration spiegelt. Lippok verweist etwa darauf, dass sie selbst die erste erwerbstätige Frau aus dem Ausland in Wolfsburg gewesen sei und verbindet dies zugleich mit den ankommenden Italienern:

„ICH WAR EIGENTLICH, SO WIE SIE MIR [IM RATHAUS] GESAGT HABEN, DIE ERSTE AUSLÄNDERIN, DIE IN WOLFSBURG WAR UND GEARBEITET HAT. UND HIER WAR EIN AUFSCHWUNG IN WOLFSBURG, DAS KÖNNT IHR EUCH GAR NICHT VORSTELLEN [...]. IN WOLFS-

BURG, DAS FAND ICH DAMALS, DA IST ALLERHAND PASSIERT. MIT DEN ITALIENERN ZUM BEISPIEL UND DIE STADT WAR RICHTIG IN AUFSCHWUNG.“

Hier nimmt Lippok sich selbst als historisches Subjekt der Stadtgeschichte, nämlich als „erste erwerbstätige Ausländerin“, wahr. Die eigene Erwerbsarbeit beziehungsweise die konkreten Arbeitsorte – als Teil des Stadtraums – bilden für beide Griechinnen generell zentrale lokale Punkte. Für Lippok stellt vor allem der *Kaufhof* eine wichtige Referenz dar, weil die Familie ihres Mannes dort ein Schuhgeschäft besaß, das das Ehepaar später übernahm. Noch weit über die Rente hinaus waren Lippok und ihr Mann dort tätig. Angeliki Katsaros war indessen 38 Jahre im *Sanitätshaus Gottschalk* tätig, wo sie Gelegenheit zu einem Meisterlehrgang erhielt und sich in diesem Zuge auf Brustprothesen spezialisierte. Mit Stolz blickt sie darauf zurück, wie vielen Wolfsburgerinnen (und Wolfsburgern) sie im Rahmen ihrer Arbeit helfen konnte.

Entscheidend für diese beruflichen Erfolge, wie auch für die

lokale Verankerung im Allgemeinen, waren in beiden Fällen örtliche „Stakeholder“. Für Katsaros erwies sich die Betriebsinhaberin Frau Gottschalk als persönliche Förderin, während Niki Lippok früh Kontakte zu einem VW-Ingenieur und dessen Frau geknüpft hatte. „Die haben uns Wolfsburg gezeigt“, erinnert sie sich. Als es dem Ingenieur gelang, Lippok eine Beschäftigung in der Polsterei des Werks zu beschaffen, bedeutete dies für sie „sechs Richtige im Lotto“ (Abb. 2). Vier Jahre war sie bei der *Volkswagenwerk AG* tätig, ehe sie in den Familienbetrieb „am Kaufhof“ wechselte.

Darüber hinaus werden Bezüge zur Stadtgeschichte über das lokale Vereinswesen hergestellt. Angeliki Katsaros war angesichts ihrer beruflichen Expertise beispielsweise Mitbegründerin einer Selbsthilfegruppe für Krebskranke sowie auch des „Forums für ausländische Frauen“, das sich 2000 formierte, als Katsaros bereits auf das Rentenalter zuzug – dennoch gestaltete sie die städtische Zivilgesellschaft weiterhin aktiv mit. Niki Lippok konzentrierte sich auf den sportlichen Bereich und beschreibt sich als

„sehr gut integriert“ im Sportverein. Lokale Räume waren für die Griechinnen demnach von großer Bedeutung, während sie umgekehrt auch die städtischen Räume (und Geschichten) prägten.

Individuelle  
Lebensgeschichte(n)  
griechischer (Arbeits-)  
Migrantinnen

Zuletzt machen die Interviews aus Wolfsburg exemplarisch deutlich, wie sehr Lebenswege – selbst im Zuge einer Migration aus demselben Herkunftsland zur selben Zeit – von individuellen Gegebenheiten abhängen. Kindheit, familiäre Hintergründe oder Migrationsmotive variierten von Person zu Person ebenso wie Migrationswege, Migrationserfahrungen oder Arbeitsumstände in den Betrieben. Daher sollte die von den 1950er bis 1970er Jahren stattfindende Migration zwischen Süd- und Zentralbeziehungsweise Westeuropa nicht auf pauschalisierende „Gastarbeiter“-Narrative reduziert werden. Gerade einzelne, in Oral-History-Interviews dokumentierte Lebensgeschichten repräsentie-



Abb. 3: Standbild von Angeliki Katsaros aus dem Oral-History-Interview, 19. April 2023; StadtA WOB, H.3.21, Nr. 25, Interview mit Angeliki Katsaros



Abb. 4: Griechischer Abend der Glanzstoff AG, 1962; Foto: unbekannt/Stadtarchiv Kelsterbach

ren oftmals die tatsächliche Vielschichtigkeit der Migration.<sup>11</sup>

Anders als viele angeworbene „Gastarbeiterinnen“ aus Griechenland (Abb. 4), verfügte Angeliki Katsaros und Niki Lippok beispielsweise durchaus über spezifische schulische oder berufliche Bildung. Katsaros wuchs, im Gegensatz zum Großteil der klassischen Arbeitsmigrantinnen, väterlicherseits sogar in einer finanziell privilegierten Familie auf. Da der im Krieg verstorbene Vater Frau und Tochter „sehr viele Sachen hinterlassen“ hatte, konnte sie ein Mädchen-gymnasium sowie Schreibmaschinen- und Deutschkurse am *Goethe-Institut* besuchen. Sie reflektiert sehr bewusst, es „besser gehabt“ zu haben als viele andere. Niki Lippok erlernte dagegen nach dem Vorbild ihrer Mutter den Beruf der Schneiderin, wo-

von sie später bei der Arbeitssuche in Wolfsburg profitieren konnte.

Diese unterschiedlichen (Bildungs-)Voraussetzungen wirkten sich auf die jeweiligen Migrationserfahrungen aus. Konnte Katsaros sich durch den Besuch des *Goethe-Instituts* von Beginn an in deutscher Sprache verständigen, stellte das Deutschlernen für Lippok über Jahrzehnte hinweg ein Thema dar, das sie beschäftigte. Im Glauben, die eigene Ausdrucksfähigkeit verbessern zu müssen, sprach sie etwa mit ihren Kindern fast ausschließlich Deutsch. Dass die sprachliche Kommunikation für sie ein zentraler Aspekt war, verdeutlichen auch ihre Erzählungen über die Griechische Gemeinde in Wolfsburg.<sup>12</sup> Dort habe sie „wieder eine Heimat gefunden“, was sie maßgeblich daran knüpft, dass sie

im Vereinskonzext „meine [ihre] Sprache“ sprechen konnte.

Parallelen der beiden Lebensgeschichten kommen dagegen im privaten Bereich zum Tragen. Beide Griechinnen migrierten vordergründig wegen Liebesbeziehungen: Niki Lippok wollte ursprünglich zu ihrer „ersten großen Liebe“, einem griechischen Studenten, nach München. Ihr älterer Bruder bestand jedoch darauf, dass die 16-Jährige in Wolfsburg und damit in seinem Kontrollradius verbliehe. Solche Bestrebungen, junge Migrantinnen „schützen“ zu müssen, waren sowohl in den Herkunftsfamilien als auch in den Herkunftsstaaten sowie seitens der bundesdeutschen Behörden und Institutionen treibende Handlungsmotive.<sup>13</sup> Im Jahr 1965 heiratete Lippok dessen ungeachtet gegen den Willen ihres Bruders den

Mann aus Oberschlesien. Angeliki Katsaros heiratete ebenfalls, wie in Griechenland üblich, mit etwa 20 Jahren.<sup>14</sup> Der Bräutigam war ein Bruder einer Freundin und bereits seit 1958 beim Automobilunternehmen in Wolfsburg tätig. Nach der Hochzeit in Griechenland zog Katsaros zu ihm. Folglich begann die Migration aus Griechenland beziehungsweise Südeuropa keineswegs erst mit den „Anwerbeabkommen“, vielmehr migrierten zahlreiche Menschen bereits zuvor (und auch während des gesamten Anwerbezeitraums) aus Eigeninitiative.

Zwei Interviews, so viel(e) Geschichte(n)

Insgesamt gestalteten bereits früh migrierte Frauen aus Griechenland wie Angeliki Katsaros und Niki Lippok ihre Migration nach spezifischen Gesichtspunkten individuell aus. Erst in der Erfassung solcher einzelnen Geschichten lassen sich Heterogenität und Eigendynamiken der Migration anschaulich begreifen. Dennoch existieren gemeinsame Linien, vor allem in Form der transnationalen, europäischen Zeitumstände, die in künftigen Untersuchungen zur Periode der Arbeitsmigration stärker zu berücksichtigen sind. Alltagswelten und Handlungsstrategien in der Migration lassen sich hingegen besonders im lokalen, meist städtischen Raum rekonstruieren.<sup>15</sup> Auf dieser Ebene treten die Aktivitäten und Handlungsräume von Migrantinnen wie Angeliki Katsaros und Niki Lippok eindringlich zutage. Nicht zu Unrecht erzählen sie ihre Erlebnisse daher als europäische Geschichte, Stadtgeschichte und Lebensgeschichte zugleich.

*Thordis Anna Maria Kokot, geb. 1998, studierte Geschichte (M.A.), Germanistik und Bildungswissenschaften (M.Ed.) an der Universität Münster. Von 2023 bis 2025 war sie Doktorandin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Bayreuth. Seit Oktober 2025 setzt sie ihre Promotion am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München (Prof. Dr. Isabel Heinemann) fort. In ihrer Dissertation untersucht sie die Alltagswelten und politischen Aktivitäten von Arbeitsmigrantinnen aus Griechenland in der Bundesrepublik. Das Projekt wird vom Begabtenförderungsnetzwerk Ev. Studienwerk Villigst mit einem Promotionsstipendium gefördert. Praktikums- und Forschungsaufenthalte führten sie unter anderem ans Institut für Zeitgeschichte in Berlin oder an die Aristoteles-Universität Thessaloniki.*

publik 1960 bis 1990. Göttingen 2024. Grundlegend dazu noch immer Monika Mattes, „Gastarbeiterinnen“ in der Bundesrepublik. Anwerbepolitik, Migration und Geschlecht in den 50er bis 70er Jahren. Frankfurt am Main/New York 2005.

- 5 Andrea Althaus/Linde Apel, „Oral History“, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28. März 2023, online abrufbar unter [https://docupedia.de/zg/Althaus\\_apel\\_oral\\_history\\_v1\\_de\\_2023#\\_ftnref2](https://docupedia.de/zg/Althaus_apel_oral_history_v1_de_2023#_ftnref2) [4.12.2025].
- 6 Für die griechische Migration hat Maria Adamopoulou die Zusammenhänge mit übergeordneten Entwicklungen dargelegt: Maria Adamopoulou, *The Greek Gastarbeiter in the Federal Republic of Germany (1960–1974)*. Berlin/Boston 2024.
- 7 Jochen Oltmer/Axel Kreienbrink/Carlos Sanz Díaz (Hg.), *Das „Gastarbeiter“-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa*. München 2012; Marcel Berlinghoff, *Das Ende der ‚Gastarbeit‘. Europäische Anwerbestopps 1970–1974*. Paderborn 2013.
- 8 Erol Yildiz, „Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags“, in: Sabine Hess/Jana Binder/Johannes Moser (Hg.), *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld 2009, S. 153–170.
- 9 Interview durch die Verfasserin mit Soula Zamani, München, 20. Mai 2025; Interview durch die Verfasserin mit Vasiliki Ioannidou, München, 7. Mai 2025; Interview durch die Verfasserin mit Despina Argyropoulou, Sevasti (Pieria), 16. Juli 2025. Eine literarische Verarbeitung dieser Geschichte erfolgt in Maria Laftisdis-Krüger, *Vom Pontos in den Pott*. Erfurt 2025.
- 10 Zur italienischen Arbeitsmigration bei der Volkswagenwerk AG siehe Hedwig Richter/Ralf Richter: *Die Gastarbeiter-Welt. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg*. Paderborn 2012; kritisch dazu Alexander Kraus/Michael Siems, „Vom Objekt zum Akteur. Kommunale Integrationspolitik der Stadt Wolfsburg und italienische Arbeitsmigranten in den Jahren der ‚Normalisierung‘“, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 5 (2020), Nr. 19, S. 4–11; Alexander Kraus/Aleksandar Nedelkovski/Anita Placenti-Grau (Hg.), *Percorsi di vita. Lebenswege nach Wolfsburg*. Göttingen 2023; aus autobiografischer Perspektive Lorenzo Annesse, *Vita da Gastarbeiter. Von Apulien zu VW in Wolfsburg*. Bonn 2022 sowie Rocco Artale, *Avanti! Vom Arbeitsmigranten zum Ehrenbürger*. Hannover 2024.
- 11 Thordis Kokot, „Mehr als ‚Gastarbeiter‘. Ein biografisches Fallbeispiel aus Lippstadt zur Vielschichtigkeit der Arbeitsmigration in den 1960er und 1970er Jahren“, in: *Westfalen/Lippe – historisch. Blog der Historischen Kommission für Westfalen*, 17. Januar 2025, online abrufbar unter <https://hiko.hypotheses.org/4537> [4.12.2025].
- 12 Der Begriff „Gemeinde“ (gr.: κοινότητα) steht hier nicht im Zusammenhang mit kirchlicher Organisation, sondern beschreibt selbstorganisierte griechische Vereine.
- 13 Bundesarchiv Koblenz, B 119/2307, Bericht über die Teilnahme an der Tagung des Kath. Mädchenschutzvereins in Freiburg i. Br. am 26. Oktober 1960, 1. November 1960; DOMiD, C03 Klad Grie: Sokrates G. Kladas, *Die griechischen Arbeiter in Deutschland und ihre Probleme*, hrsg. v. griechischen Arbeitsministerium. Athen 1965, S. 37.
- 14 Interview durch die Verfasserin mit Irina Vavitsa, Sprockhövel, 10. Januar 2024; Interview durch die Verfasserin mit Chariklia Schwan, Alsfeld, 8. März 2025; Anastasia Rendler, „Bosch – ein Glückstreffer“, in: Reinhard Jöhler/Falicia Sparacio (Hg.), *Abfahren, Ankommen, Boschler Sein. Lebensgeschichten aus der Arbeitswelt*. Tübingen 2010, S. 45–52.
- 15 Maria Alexopoulou, „Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft ‚Deutschland‘“, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 56 (2016), S. 463–484.

1 StadtA WOB, H.3.21, Nr. 25, Interview mit Angeliki Katsaros vom 19. April 2023.

2 Angeliki Katsaros ist am 11. Oktober 2024 in Wolfsburg verstorben.

3 StadtA WOB, H.3.21, Nr. 26, Interview mit Niki Lippok vom 19. April 2023.

4 Siehe dazu Thaisa Cäsar, *Ungesehen. Weibliche Migration in die Bundesre-*

## Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus



Foto: Jennifer Benzler

### LICHTER IM DUNKEL: WEGE IN DEN WIDERSTAND

VON SELINA PINNEKER

Das Hinlegen eines Zettels in ein Treppenhaus.

Die Verweigerung eines Eides.

Das heimliche Hören verbotener Nachrichten.

Es waren scheinbar kleine und doch lebensgefährliche Handlungen.

Es waren Lichter im Dunkel, entfacht von Menschen, die in einer Welt, die von Angst, Gewalt und Mord geprägt war, ihre Menschlichkeit bewahrten.

Ein einzelnes Licht kann die Dunkelheit nicht vertreiben und doch verändert es vieles. Es zeigt, dass die Dunkelheit nicht vollkommen ist.

Die Dunkelheit, in der Millionen von Menschen Opfer eines menschenverachtenden Regimes wurden, in der Hoffnungen zerstört und Stimmen gewaltsam zum Schweigen gebracht wurden.

Der Nationalsozialismus durchdrang alle Bereiche des Lebens. Er schuf ein System, das auf Terror und Anpassung beruhte. Wer sich widersetzte, riskierte Ausgrenzung, Verfolgung und den Tod. Schweigen wurde zur Überlebensstrategie, Mitlaufen zur gesellschaftlichen Norm.

Und doch: Nicht alle haben geschwiegen.

Es gab Menschen, die in dieser Dunkelheit ein Licht entfachten. Menschen, die „Nein“ sagten, wo

ein „Ja“ erwartet wurde. Menschen, deren Widerstand vielleicht nicht laut, nicht sichtbar, oft nicht einmal organisiert gewesen ist. Sie verhielten sich widerständig, indem sie einen Gruß verweigerten, einem Menschen Schutz und Unterschlupf boten, eine innere Grenze nicht überschritten. Dieses widerständige Handeln suchte keinen Beifall, keine Zustimmung. Es war eine Haltung. Eine innere Entscheidung, die oft unbemerkt blieb und gerade deshalb so viel Kraft erforderte.

Dabei gab es nicht den einen Widerstand. Widerständiges Handeln zeigte sich nicht in einer einzigen Form, sondern ging von unterschiedlichen Beweggründen aus und fand auf vielfältige Weise Ausdruck.

Widerstand konnte religiös begründet sein, getragen von der Weigerung, Unrecht zu akzeptieren. Er konnte politisch motiviert sein, geleitet von der Überzeugung, eine Diktatur nicht hinnehmen zu wollen. Er konnte seinen Ursprung aber auch in persönlichen Geschichten und Erfahrungen haben. Als menschliche Entscheidung. Gerade darin liegt die besondere Bedeutung des Widerstands. Nicht in seinem Erfolg, sondern in seiner Haltung. Nicht in seiner Lautstärke, sondern in seiner Konsequenz. Denn jeder

Akt der Verweigerung, jedes bewahrte Maß an Menschlichkeit widersprach der totalen Macht dieses Regimes und entzündete ein Licht im Dunkel. Jedes dieser Lichter trug seinen eigenen Namen.

Franz Jägerstätter war ein einfacher Bauer aus Österreich, der bei der Volksabstimmung über den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich als einziger im Ort mit „Nein“ stimmte. Er weigerte sich, den Eid auf Hitler zu leisten, und verweigerte den Kriegsdienst. Er folgte seinem Gewissen, seinem christlichen Glauben und seiner moralischen Überzeugung.

Helmut Hübner stammte aus einer einfachen Arbeiterfamilie und begann im Sommer 1941, BBC zu hören – einen „Feindsender“, wie es damals hieß. Auf Basis der so gewonnenen Nachrichten und Informationen formulierte er antifaschistische Texte und verbreitete etwa 60 verschiedene Flugschriften. Ein Akt des Widerstands gegen die allumfassende Propaganda des Regimes. Während seines Versuches, die ins Französische übertragenden Flugblätter unter Kriegsgefangenen zu verbreiten, wurde er von der Gestapo gefangen genommen und anschließend zum Tode verurteilt. Der damals erst 17 Jah-

re alte Helmut Hübner war der jüngste Widerstandskämpfer, der durch den Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und anschließend hingerichtet worden ist.

Maria Gräfin von Maltzan versteckte Jüdinnen und Juden in ihrer Wohnung und unterstützte sie auf vielfache Weise. Als Leiterin eines Tierheimes war es ihr möglich, Lebensmittel und Medizin für die Untergetauchten zu organisieren und Jüdinnen und Juden gemeinsam mit der schwedischen Victoria-Gemeinde in Berlin-Wilmersdorf zur Flucht nach Schweden zu verhelfen. Jede Entscheidung, ein Leben zu schützen, war ein Akt des Widerstands gegen ein System, das gezielt Leben vernichten wollte.

Zalmen Gradowski war ein Häftling in Auschwitz-Birkenau. Er verfasste verschiedene Texte, in denen er seine Erfahrungen im Konzentrationslager und die Eindrücke, die er von seinen Mithäftlingen gewann, für die Nachwelt dokumentierte. Seine Texte versteckte er an unterschiedlichen Orten im Lager. Er wusste, dass sein Leben bedroht war, und doch wagte er es, Zeugnis abzulegen. Sein Widerstand war leise, unsichtbar für die Täter, aber von unschätzbarem Wert. Durch seine Texte blieb die Stimme eines Opfers hörbar.

Diese Lichter zeigen, dass selbst in einer Welt, in der Gewalt und Unterdrückung allgegenwärtig sind, das Handeln einzelner Menschen einen Unterschied machen kann. Jede Entscheidung, nicht wegzusehen, jede kleine Tat, die das Unrecht in Frage stellt, kann dazu beitragen, dass Werte wie Mitgefühl, Verantwortung und menschliche Würde überdauern.

Aus dieser Erinnerung erwächst unsere heutige Verantwortung, denn Erinnerung endet nicht im Rückblick. Aus ihr erwächst die Frage, wie wir heute mit Unrecht umgehen. Ob wir bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, bevor Gleichgültigkeit zur Normalität wird. Widerstand beginnt nicht erst auf der Straße, nicht erst im öffentlichen Protest. Er beginnt in unserem Denken, in unserem Handeln, im Bewusstsein dafür, dass wir die Gesellschaft mitgestalten. Es beginnt, wenn wir Unrecht benennen, wenn wir hinschauen statt wegzusehen, wenn wir Menschen beistehen, die ausgegrenzt oder bedroht werden. Jeder kann auf seine Weise ein Licht sein. So bleibt das Licht bestehen. Nicht als fernes Symbol, sondern als Auftrag an uns, es weiterzutragen.

*Selina Pinneker ist Schülerin des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 12. Jahrgang.*



Verantwortliche Jugendliche für das Jugendprojekt zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, Foto: Jennifer Benzler

## FLÜSTERN

VON JOHANNA KLEMT

Ich laufe durch die Straßen meiner Heimat und höre den Klang meiner Sohlen, den sie erzeugen, wenn sie auf dem Asphalt aufkommen  
 Ich höre den Wind, der mich umhüllt, und die Luft, die meine Lunge durchströmt  
 Doch um mich herum ist es still  
 Denn in diesem Land ist ein Schweigen eingekehrt – ein Schweigen so laut, dass es das Lachen und die Freude förmlich verschlungen hat  
 Mir kommt ein SA-Mann entgegen  
 Und wie es zu meiner Gewohnheit geworden ist, senke ich meinen Kopf und setze mein Schweigen fort – denn ich schweige, um zu überleben  
 Einige Straßen weiter sehe ich etwas auf dem Boden  
 Ein Blatt Papier, beschrieben mit nur wenigen Worten  
 Ich hebe es auf und stecke es in meine Tasche – in der Hoffnung, dass es unentdeckt bleibt  
 Denn wo das Lachen zu einem Flüstern und das Flüstern zu einem Schweigen wird, kann schon eine geschriebene Rebellion den Tod bedeuten  
 Für mich jedoch bedeuten solche geschriebenen Worte Hoffnung  
 Es ist wie ein kleines Licht in der Dunkelheit – eine leise Stimme, die dafür sorgt, dass wir nicht verschwinden  
 Und so gehe ich weiter – schweigend – jedoch mit Wörtern des Widerstandes in meiner Tasche  
 Zunächst spüre ich es kaum, doch je länger ich laufe, desto schwerer scheinen sie zu werden  
 Als trüge ich nicht nur ein einfaches Blatt Papier, sondern all die Worte, die bereits von diesem Schweigen verschluckt wurden – und die Gedanken derer, die diese bereits mit in ihr Grab getragen haben  
 Um mich herum scheint es plötzlich noch stiller zu werden  
 Der Wind verstummt und die Stille scheint mich beinahe zu erdrücken  
 Doch gleichzeitig spüre ich die

Worte in meiner Tasche  
 Diese Worte der Rebellion, die jemand trotz aller Gefahren geschrieben hatte  
 Diesen kleinen Akt des Widerstandes, der vielleicht alles war, was noch blieb  
 Er ist kein Aufschrei, kein lauter Protest  
 Eben nur ein Blatt voller Worte  
 Worte, die leise genug sind, um zu überleben, aber stark genug, um nicht zu verschwinden  
 Und so trage ich es nun weiter  
 Dieses Flüstern auf dem Papier  
 Diese Schrift, die sagt: „Wir waren hier“  
 Ich bleibe für einen Augenblick stehen  
 atme noch einmal tief durch und beschließe, nicht weiter still zu sein  
 nicht weiter wegzuschauen und meinen Blick zu senken  
 nicht weiterhin vor Angst zu verstummen  
 Denn so viele schweigen, um zu überleben  
 Doch diejenigen, die sprechen, wo ihr Name verboten ist, die sich wehren, wo ihr Leben in Gefahr ist, sorgen dafür, dass wir nicht verschwinden  
 Denn wie die Worte auf diesem Blatt Papier, übertönt ihr Flüstern das Schweigen  
 Und ihre Herzen schreien, auch wenn ihr Mund verstummt  
 Und ihr Widerstand bleibt, auch wenn ihre Asche zu Boden fällt  
 Denn wo Lachen zu einem Flüstern und Flüstern zu einem Schweigen wurde – waren sie laut  
 Und wo die Stille durchbrochen, die Feder gehoben und Widerstand geleistet wurde – da wackelte ein ganzes Regime  
 Und auch wenn der Klang ihres Lebens verstummt, so hallt ihr Flüstern weiterhin durch die Stille  
 Ja sie haben geflüstert – und wir sind nun dran zu sprechen  
*Johanna Klemt absolviert gerade ein Freiwilliges Soziales Jahr Politik im Kinder- und Jugendbüro der Stadt Wolfsburg.*

## SCHWEIGEN WAR KEINE OPTION

VON ILAYDA KARA & AURELIA STOPPEL

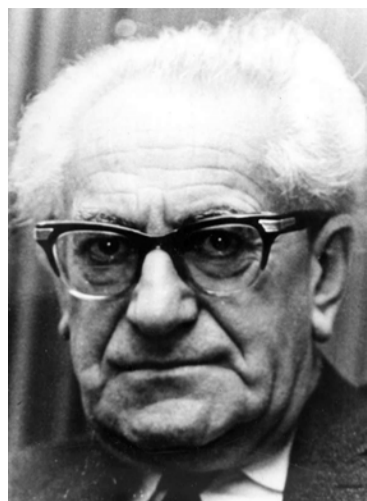
Würde man Ihnen heute die Frage stellen, wie wichtig Gedenken und Widerstand sind, müssten Sie vermutlich nicht lange nachdenken. Wahrscheinlich würden Sie wissen, dass beides unverzichtbar ist. Dass Erinnerung notwendig ist, damit sich Geschichte nicht wiederholt. Dass Widerstand dort beginnt, wo Menschen sich entscheiden, Unrecht nicht einfach hinzunehmen.  
 Wir schreiben das Jahr 2026. Die Welt wird, so ist es unser Eindruck, von Jahr zu Jahr erschreckender; die Frage, nicht zu wissen, ob wir einer sicheren Zukunft entgegenblicken, belastet uns. Der Klimawandel sollte ein weitaus wichtigeres Thema unserer Politik werden, als er es heute ist, Kriege sollten endlich verhindert werden, jegliche Gewalt gegenüber anderen Menschen muss aufhören. Die Gefahr, die von Rechts- und Linksextremismus ausgehen, von Terrorismus und Islamismus, werden von Jahr zu Jahr furchteinflößender.  
 Es wird über Aufrüstung und die Wiedereinführung der Wehrpflicht gesprochen, über Macht, Einflüsse und Interessen. Dabei wird immer wieder die nachfolgende Generation in die Pflicht genommen. Unsere Generation. Angst vor der nahen Zukunft zu haben, ist unter diesen Umständen kein Zeichen von Schwäche. Und genau aus dieser Angst heraus möchten wir heute mit Ihnen über Widerstand sprechen. Widerstand, der auch von Frauen gegen den Nationalsozialismus geleistet wurde.  
 Denn Frauen wie Ella Lingens-Reiner haben uns bewiesen, dass Widerstand nicht laut beginnen muss. Dass Widerstand zu leisten, viel Mut erfordert und die Bereitschaft, nicht zu schweigen. Obwohl zu schweigen oft der einfachere Weg gewesen wäre.  
 Wir sitzen heute in Klassenzimmern, sind gestresst wegen kommender Klausuren, beschweren uns über das langsame Internet. Aber unsere Zukunft ist

offen, wir können träumen und unsere Träume können wahr werden. Ella Lingens-Reiner hatte diese Privilegien nicht. Und trotzdem handelte sie, obwohl die Gefahr, erwischt zu werden, groß war.  
 Ella Lingens-Reiner, 1908 in Wien geboren, hatte zunächst Nationalökonomie und Rechtswissenschaften studiert, ein Studium, das sie mit dem Doktor der Rechte abschloss, später nahm sie ein Medizinstudium auf. Eine Frau, die Bildung, Verantwortung und Menschlichkeit ernst nahm. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das „Dritte Reich“ begann sie gemeinsam mit ihrem Mann, jüdischen Bürgerinnen und Bürgern zu helfen, unterstützte diese bei ihrer Flucht. Sie organisierten Verstecke, beschafften Lebensmittel, nahmen ein flüchtendes Paar bei sich auf und begaben sich damit selbst in Gefahr.  
 Für diese Taten wurde sie 1942 verhaftet. Im Herbst desselben Jahres deportierte man sie ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Ein Ort der Zerstörung des Körpers, der Identität und der Hoffnung. Doch Ella Lingens-Reiner gab nicht auf. Als Häftlingsärztin behandelte sie ihre Mithäftlinge so gut es ging, oft ohne die dafür erforderlichen Mittel und Medikamente, unter widrigsten hygienischen Voraussetzungen. Sie war dort dem berüchtigten SS-Arzt Josef Mengele unterstellt. WUnd doch beschützte sie unter den auch für sie gefährlichen Bedingungen Frauen vor der drohenden Selektion, strich Kranke aus den Listen, in denen diejenigen aufgeführt waren, die sofort in die Gaskammern geführt werden sollten.  
 Später wurde sie in das KZ Dachau verlegt. Das Frauenkonzentrationslager. In den Konzentrationslagern wurden Frauen Opfer systematischer Gewalt, darunter Zwangssterilisation, es wurden an ihnen Experimente durchgeführt, ihre Kinder er-

mordet. Auch dort behandelte Ella Lingens-Reiner Häftlinge, half politischen Gefangenen und dokumentierte alles, was sie sah. Nach ihrer Befreiung schrieb sie ihre Erinnerungen nieder.  
 Nach dem Krieg setzte sie sich öffentlich gegen das diktatorische Regime ein, warnte vor Verdrängung und forderte Aufklärung. Ihre Worte richteten sich besonders an junge Menschen, an Schülerinnen und Schüler wie uns. Sie wusste, dass Vergessen gefährlich ist und schneller geschehen kann, als man denkt.  
 Und jetzt stehen wir hier. Leben jeden Tag mit erkämpfter Freiheit und Lebensqualität. Wir drehen die Heizung auf, wenn uns kalt ist. Wir gehen zur Schule, ohne Angst zu haben. Wir sprechen, ohne verfolgt zu werden. Es ist wirklich leicht, zu glauben, dass Freiheit selbstverständlich ist. Das sollte sie auch, aber das ist sie nicht. Ella Lingens-Reiner erinnert uns daran.  
 Sie war nicht die Einzige, die unter Lebensgefahr Widerstand leistete. Es gibt noch weitere Biografien und Stimmen, die der von Ella Lingen-Reiner ähneln, aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Wir hätten Ihnen gerne weitere Biografien vorgetragen, doch fehlt dafür die Zeit. Die Zeit ist immer knapp, wenn es um Erinnerung geht.  
 Wir müssen anfangen, bewusster zu leben und zu verstehen, dass das Vergangene schnell in Vergessenheit geraten kann. Oft auch unbewusst. Unsere Demokratie und unser Grundgesetz müssen dringend geschützt werden. Denn: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ (Artikel 1, Grundgesetz).  
*Ilayda Kara und Aurelia Stoppel sind Schülerinnen des Phoenix Gymnasiums und besuchen dort die 11. und 10. Jahrgangsstufe.*

## WIDERSTAND IM FEINDESLAND

VON ERICK BALTIK



Portrait Fritz Bauer, Foto: Fritz Bauer Institut / A. Mergen

Wenn wir von Widerstand gegen den Nationalsozialismus sprechen, denken wir meist an die Jahre zwischen 1933 und 1945. Doch eine Form des Widerstands, die ich Ihnen heute vorstellen möchte, begann nach dem Ende der Diktatur, wurde in den Nachkriegsjahrzehnten, im Inneren der neugegründeten Bundesrepublik geleistet.

Fritz Bauer wurde 1903 in Stuttgart als Sohn jüdischer Eltern geboren. Schon früh erlebte er Ausgrenzung und Antisemitismus. Er wurde zum Außenseiter. Er studierte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, promovierte und wurde mit nur 26 Jahren der jüngste Amtsrichter der Weimarer Republik. Eine außergewöhnliche Karriere, die mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten abrupt endete.

Aufgrund seiner Herkunft wurde Bauer im Konzentrationslager Heuberg interniert und später aus dem Justizdienst entlassen. Ihm wurde die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt; nach Monaten der Haft folgte die Flucht ins Exil: zunächst nach Dänemark, wo er nach der deutschen Besetzung erneut interniert wurde, später floh Bauer nach Stockholm. Er lebte jahrelang verfolgt und gedemütigt.

Und doch kehrte Fritz Bauer nach dem Krieg zurück. Er wollte helfen, einen demokratischen Rechtsstaat aufzubauen. Bauer wurde Landgerichtsdirektor in Braunschweig, ein Jahr später Generalstaatsanwalt beim dortigen Oberlandesgericht.

Was er vorfand, war jedoch eine Justiz, die in weiten Teilen noch von ehemaligen Nationalsozialisten geprägt war. Auch Behörden wie das Bundeskriminalamt, der Bundesnachrichtendienst und der Verfassungsschutz waren entsprechend besetzt. Selbst in Bauers eigener Behörde verschwanden Akten über hochrangige NS-Verbrecher.

Im Jahr 1952 stellte sich Bauer im sogenannten Remer-Prozess offen gegen diesen Zustand. Er argumentierte, dass der Nationalsozialismus ein Unrechtsstaat gewesen sei und dass der Widerstand des 20. Juli 1944, als deutsche Offiziere versucht hatten, Hitler durch einen Anschlag zu töten und das NS-Regime zu stürzen, deshalb nicht als Hochverrat gewertet werden könne. Damit erkannte Bauer den Widerstand juristisch als rechtmäßig an und stellte das verbreitete Schweigen der Gesellschaft erstmals offen

infrage. Dieser Schritt war selbst ein Akt der Auflehnung gegen die Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der jungen Bundesrepublik.

Ab 1956 setzte sich Bauer als Hessischer Generalstaatsanwalt unermüdlich für die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen ein. Ohne sein Engagement wären die Frankfurter Auschwitz-Prozesse nicht zustande gekommen. Er kämpfte trotz massiver Hürden dafür, dass erstmals vor einem deutschen Gericht umfassend und öffentlich über die Verbrechen von Auschwitz verhandelt wurde. Dabei wurde Fritz Bauer bedroht, beschimpft und diffamiert. Man unterstellte ihm Rachsucht, manche erklärten ihn für verrückt. Er selbst sagte, wenn er sein Büro verlasse, betrete er Feindesland.

Diese Feindschaft zeigte sich besonders deutlich im Fall Adolf Eichmann. Als Bauer Hinweise auf dessen Aufenthaltsort erhielt, wusste er: Würde er den deutschen Behörden vertrauen, wäre Eichmann gewarnt und würde entkommen. Daher handelte er selbst. Er gab die Informationen an den israelischen Geheimdienst Mossad weiter und reiste nach Jerusalem – ein Schritt, der damals als Landesverrat hätte gewertet werden können. Bauer war sich bewusst, dass er damit eine Straftat beging. Doch er tat es, um sein Land vor einem fortgesetzten Verdrängen und dem erneuten Versagen des Rechtsstaates zu bewahren. Er leistete Widerstand gegen den Staat, im Namen des Rechts. Erst zehn Jahre nach seinem Tod wurde sein entscheidender Einfluss auf die Festnahme Adolf Eichmanns öffentlich bekannt.

Schon zu Lebzeiten war Fritz Bauer überzeugt davon, dass es bei der Aufarbeitung der NS-Verbrechen nicht um einen Blick zurück gehe, sondern um eine Verpflichtung für die Gegenwart. Er brachte es in einem Satz auf den Punkt: „Nichts gehört der Vergangenheit an, alles ist noch Gegenwart und kann wieder Zukunft werden.“

Seine Aussage zeigt, warum eine Demokratie Menschen braucht, die bereit sind, mitunter auch allein zu stehen und für sie zu kämpfen. So wie Fritz Bauer es tat. Er hielt den Deutschen den Spiegel vor.

Erick Baltik ist Schüler des Phoenix-Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort die 12. Jahrgangsstufe.

## Die Deutsch-Deutsche Arbeitsgruppe

Bürgerliches Engagement in den letzten Jahren der deutschen Teilung

VON NILS KARIUS

Eine Gruppe von fünf Personen flaniert bei sommerlichen Temperaturen – darauf deuten nicht zuletzt ihre kurzärmeligen Oberteile hin – über einen Friedhof, der unmittelbar neben einer im romanischen Stil errichteten Kirche gelegen ist (Abb. 1). Die drei Männer und zwei Frauen sind offensichtlich bester Laune; der Himmel ist wolkenlos.

Tatsächlich wurde die hier gezeigte Fotografie am 28. Juni 1986 von Jürgen Nonnemann in Beuster aufgenommen, einer in der Altmark gelegenen Gemeinde nahe der Hansestadt Seehausen.<sup>1</sup> Vier der auf dem Foto abgelichteten Personen waren Teil einer elfköpfigen Besuchergruppe aus Wolfsburg, die mit der *Deutsch-Deutschen-Arbeitsgruppe* (DDA) in die Deutsche Demokratische Republik (DDR) gereist waren. Das Ziel der als „Multiplikatorenfahrt“ angekündigten Reise war es, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern – die nur partiell der Arbeitsgruppe angehörten – das Thema der deutschen Teilung näherzubringen und sie dazu anzuregen, ihrerseits Fahrten vergleichbarer Natur im Rahmen des „kleinen Grenzverkehrs“ zu unternehmen.

Nonnemann fungierte als Leiter der kleinen Gruppe, die aus vier Frauen und sieben Männern bestand,<sup>2</sup> und mit ihren Privat-Pkw für zwei Tage – vom 27. bis zum 28. Juni – in die DDR gereist war, um dort Städte der Altmark zu besichtigen. Die Gruppe setzte sich aus Pädagoginnen und Pädagogen, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern sowie Vorständen von Jugendorganisationen, aber auch Mitgliedern der DDA, wie etwa Nonnemann selbst, zusammen.

Sie begann ihre Fahrt von Wolfsburg aus, passierte den Grenzübergang Salzwedel/Bergen-Dume und bereiste anschließend die Altmark, wo sie unter anderem in den Städten Salzwedel, Gardelegen, Beuster und Arendsee Station machte. Vor Ort war die Gruppe stets darum bemüht, Kontakte zu Bürgerinnen und Bürgern der DDR zu knüpfen, immer wieder auch mit den dort aktiven Pastoren. Auf der Fotografie ist beispielsweise Pastor Krüger aus der Gemeinde Beuster zu sehen (2. Person von links). Auch daher wurden während der Fahrt eigens immer wieder Kirchen und Klöster besucht.

Nach zwei Fahrten in das sozialistische Deutschland im vorherigen Jahr – die erste nach Schwerin und Rostock, die zweite nach Weimar, Eisenach und Erfurt – organisierte die DDA 1986 eine dritte. Wie auch für die vorangegangenen Fahrten griff die Arbeitsgruppe für die Finanzierung der Exkursion auf Mittel der *Landeszentrale für politische Bildung* (LpB) zurück:<sup>3</sup> Es wurde ein Zuschuss in Höhe von 451

DM gewährt. Hinzu kamen die insgesamt 605 DM an Teilnahmegebühren.<sup>4</sup> Für die Fahrt wurden ganz bewusst private Personenkraftwagen genutzt, konnte doch auf diese Weise auf den sonst obligatorischen offiziellen Reiseführer der DDR verzichtet werden – was einem Mehr an Freiheit und weniger Überwachung gleichkam. Rudolf Maaß zufolge, Mitglied im DDA-Vorstand und selbst Teilnehmer der Reise, sei es erstmalig der Fall gewesen, dass kein Reiseführer bei der Fahrt anwesend war.<sup>5</sup> Wenn dies auch nicht unbedingt intendiert gewesen ist, so sollten die Reisen der DDA, wie zu zeigen sein wird, für die spätere deutsch-deutsche Städtepartnerschaft Wolfsburgs die Grundlage bilden.

### Die Anfänge der DDA in Wolfsburg

Die Anfänge der *Deutsch-Deutschen Arbeitsgruppe* gehen auf das Jahr 1974 zurück. Bereits zwölf Jahre bevor die Gruppe ihre Fahrt in die Altmark unternehmen sollte, hatte der spätere Vorsitzende der zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegründeten Arbeitsgruppe, Alfred Keil, erstmals eine Fahrt nach Halberstadt, der späteren Partnerstadt Wolfsburgs, organisiert.<sup>6</sup> Acht Jahre später nahm die DDA sodann unter dem Motto „Glaube, Liebe, Hoffnung und Frieden“ ihre Arbeit auf.<sup>7</sup> Wolfsburg, so schrieb es der Vorsitzende Keil in einem Brief an die Mitglieder der Arbeitsgruppe, komme schon aufgrund der Nähe zur innerdeutschen Grenze eine besondere Bedeutung zu. Darüber hinaus führte er auch bestehende Kooperationen zwischen dem Volkswagenwerk und der DDR an; auch sei das Stadtbild durch das in Jena gefertigte Planetarium geprägt.<sup>8</sup> Weitere zwei Jahre später wurde die DDA zu einem eingetragenen Verein. Mit diesem Schritt standen ihr nun ganz andere Möglichkeiten offen; so konnte sie sich beispielsweise um finanzielle Unterstützung bewerben, was ihr erlaubte, größere Projekte durchzuführen – nicht zuletzt ihre „Multiplikatorenfahrten“ in die DDR.<sup>9</sup>

### Die DDA und das KUD

Die DDA war keineswegs die einzige Organisation, die sich in Wolfsburg dem deutsch-deutschen Austausch verschrieben hatte. Das deutschlandweit agierende *Kuratorium Unteilbares Deutschland* (KUD) war – wie die DDA – ein Verein, der sich für das Miteinander der zwei deutschen Staaten einsetzte und die Wiedervereinigung anstrebte.<sup>10</sup> So ist es nicht verwunderlich, dass beide Vereine miteinander im Austausch standen. Ab 1986 hatten Mitglieder der DDA die Möglichkeit, an den Jahresta-

gungen des KUD im Reichstagsgebäude in Berlin teilzunehmen. Daneben war die DDA auch in den Arbeitskreisen des Kuratoriums mit insgesamt fünf Sitzen präsent – einem pro Arbeitskreis (historischer-, juristischer-, pädagogischer-, kultureller Arbeitskreis und dem besonderen Arbeitskreis „Berlin“).<sup>11</sup>

### Die Städtepartnerschaft mit Halberstadt

Da der erste Vorsitzende der DDA schon früh eine Fahrt nach Halberstadt organisiert hatte, überrascht es nicht, dass genau dieser Verein auch am Zustandekommen der späteren Städtepartnerschaft zwischen Wolfsburg und Halberstadt beteiligt gewesen ist.<sup>12</sup> Zudem kooperierte die Arbeitsgruppe zu verschiedenen Anlässen mit der Stadt Wolfsburg, so beispielsweise im Rahmen der Ausstellung „Deutsch-Deutsche Realitäten“, die von August bis Anfang September 1983 im Gebäude der *Volksbank Wolfsburg* gezeigt worden ist, oder dem im selben Jahr erstmals erschienenen „Wolfsburg-Brief“ – eine an Touristen adressierte Broschüre mit Wolfsburger Sehenswürdigkeiten. Die Stadt dankte es dem DDA durch ihre eigene Mitgliedschaft im Verein.<sup>13</sup> Infolge des bürgerlichen Engagements für ein besseres deutsch-deutsches Verständnis unternahm schließlich auch die Stadt Wolfsburg im Herbst des Jahres 1987 eine erste offizielle Reise in die DDR, genauer gesagt in den Harz, mit den Zielen Wernigerode, Halberstadt und Thale.<sup>14</sup> Zwar habe die DDA neben anderen Akteuren mit ihrem Wirken zur Verbesserung des Verhältnisses der DDR zu Wolfsburg maßgeblich beigetragen, so der damalige Wolfsburger Oberbürgermeister Werner Schlimme auf der vierten Jahresmitgliederversammlung der Arbeitsgruppe,<sup>15</sup> doch müsse sich nun die Stadt ihrerseits einbringen und sich selbst ein Bild machen.

Nach der Exkursion in den Harz, bei der die DDA organisatorische Unterstützung leistete, bemühte sich die Stadt um eine Städtepartnerschaft. Nachdem Saarlouis und Eisenhüttenstadt als erste eine deutsch-deutsche Städtepartnerschaft eingegangen waren, folgten viele weitere Städte auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs ihrem Beispiel. Trotz des anfänglichen Zögerns des Zentralkomitees der DDR verband die Führungsriege der *Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* (SED) mit der so erfolgten sichtbaren Annäherung beider Staaten auf kommunaler Ebene verschiedene Hoffnungen, so etwa die vollständige Anerkennung durch die Bundesrepublik. Auch daher übernahm es Erich Honecker höchstpersönlich, die

Anträge zu sichten – was allerdings nicht unbedingt zu einer schnellen Bearbeitung derselben führte. Geduld war gefragt.<sup>16</sup>

Dies galt auch für die Stadt Wolfsburg, die Anfang des Jahres 1988 eine Anfrage an die Vertretung der DDR in Bonn stellte. Dort fand sie sich nun als eine von 500 weiteren Kommunen auf einer Warteliste wieder. Anfänglich war Wolfsburg an einer Städtepartnerschaft mit Karl-Marx-Stadt (ursprünglich Chemnitz) oder Stendal interessiert, doch standen beide Städte zum Zeitpunkt der Anfrage bereits kurz vor dem Abschluss einer Städtepartnerschaft. Zudem oblag es der Führung der DDR, zu bestimmen, mit welchen Städten eine Städtepartnerschaft einzugehen gestattet war.<sup>17</sup> Schließlich waren es Vertreter der Kirchen, die die Stadt Wolfsburg auf die Idee brachten, Halberstadt für eine Städtepartnerschaft in Betracht zu ziehen. Alfred Keil, zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr als Vorsitzender der DDA tätig, hatte – nicht allein aufgrund der Fahrt von 1974, sondern auch wegen seiner kontinuierlichen Bemühungen um Kontakte der Arbeitsgruppe zu Kirchengemeinden – diesbezüglich Vorarbeit geleistet. Es war dann eine Delegation aus Halberstadt, die das im Rahmen des 50-jährigen Stadtjubiläums veranstaltete Wolfsburger Sommerfest des Jahres 1988 besuchte. Die drei Repräsentanten beider großen christlichen Glaubensrichtungen wurden durch Oberbürgermeister Schlimme offiziell empfangen – im Beisein des Initiators Alfred Keil und von Vertretern der Wolfsburger Kirchengemeinden.<sup>18</sup>

Im Dezember desselben Jahres erfolgte eine erste Gegeneinladung. So kehrte Alfred Keil als Begleiter von Ratsmitglied Manfred Kolbe und Stadtdirektor Günther Odenbreit in jene Stadt zurück, die er erstmals 1974 besucht hatte. Die Offiziellen der Stadt Halberstadt zeigten sich hoch erfreut über den Besuch und kündigten an, mit der Volkswagenstadt eine Städtepartnerschaft eingehen zu wollen. Dafür solle eine Delegation die auserkorene Partnerstadt im Mai 1989 besuchen. Auch dieser Besuch erwies sich als Erfolg, sodass sich nur wenige Monate später – vom 5. bis 7. Juli 1989 – erneut eine Delegation der Stadt Wolfsburg nach Halberstadt aufmachte, um den Städtepartnerschaftsvertrag auszuhandeln. Zuvor besuchte Oberbürgermeister Schlimme den Festakt zum 1.000-jährigen Stadtjubiläum, hatte doch Halberstadt 989 das Markt-, Münz- und Zollrecht verliehen bekommen.<sup>19</sup> Schlimme kündigte im Vorfeld der Fahrt an, den Vertrag noch vor Beginn der politischen Sommerpause zum Abschluss bringen zu wollen.<sup>20</sup> Nachdem der Rat der Stadt Wolfsburg bereits am 21. September dem Vertrag zugestimmt hatte, folgte ihm die Stadtverordnetenversammlung Halberstadts am 24. Oktober. Mit dem Fall der Mauer nur wenige Wochen später, sollte die Städtepartnerschaft noch eine ganz



Abb. 1: Pastor Krüger und vier Mitglieder der Reisegruppe auf dem Friedhof der Klosterkirche in Beuster, 28. Juni 1986; Foto: Jürgen Nonnemann/StadtA WOB, Foto-Sammlung Nonnemann

andere Funktion bekommen, unterstütze die Wolfsburger Kommunalverwaltung diejenige ihrer Partnerstadt doch intensiv bei der nun folgenden Neuausrichtung.<sup>21</sup>

*Nils Karius ist Schüler der Gymnasialen Oberstufe der Eichendorffschule Wolfsburg und besucht dort die 12. Jahrgangsstufe.*

1 „Kleiner Grenzverkehr: Begegnung mit den Menschen in der DDR“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 16. Juli 1986 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2).  
2 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2, Anlage aus dem Brief an die LpB Niedersachsen von Rudolf Maaß vom 20. Juni 1986.  
3 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 1, Sitzungsniederschrift von der 3. Mitgliederversammlung am 21. Februar 1986, S. 2.

4 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2, Antrag der DDA an die LpB vom 20. Juni 1986, S. 2.

5 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2, Brief an die LpB Niedersachsen von Rudolf Maaß vom 20. Juni 1986, S. 1.

6 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3, Profil Nr. 58: Alfred Keil.

7 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 1, Brief von Alfred Keil an Jürgen Nonnemann vom 24. Juli 1982.

8 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2, Brief von Alfred Keil an die Mitglieder der DDA vom 2. Oktober 1982.

9 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 2, Protokoll der Sitzung vom 6. Juli 1984, 9. Juli 1984.

10 Siehe dazu Alexander Kraus, „Wir gehören zusammen. Oder: Die Wiedervereinigung malen“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte, Jg. 5 (2020), Nr. 17, S. 16.

11 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 1, Sitzungsniederschrift von der 3. Mitgliederversammlung am 21. Februar 1986, S. 6.

12 Siehe dazu Antje J. Gornig, „Der Beginn der Kontaktabahnung zur Städtepartnerschaft zwischen Wolfsburg und Halberstadt“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte, Jg. 5 (2020), Nr. 16, S. 14f.  
13 StadtA WOB, G.2.4, Nr. 1, Mitgliederverzeichnis.

14 „Als Touristen in Halberstadt, Thale und Wernigerode: Ratsreise in den Harz brachte neue Kontakte“, in: Wolfsburger Stadtblatt vom 1. September 1987 (StadtA WOB, B.1.2, Nr. 17955).

15 „Oberbürgermeister Schlimme lobt deutsch-deutsche Initiativen: Kontakte über die Grenzen verbessert“, in: Wolfsburger Stadtblatt vom 10. März 1987 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3).

16 Jens Hüttmann, „Den Anderen wirklich sehen? Die innerdeutschen Städtepartnerschaften vor und nach 1989“, in: Deutschland Archiv (2011), Nr. 2, online abrufbar unter <https://www.bpb.de/themen/deutschland-archiv/54112/den-anderen-wirklich-sehen/> [31.12.2025].

17 „DDR-Partnerstadt: Die Favoriten sind vergeben“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 13. Januar 1988 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3).

18 „Städtepartnerschaft Halberstadt und Wolfsburg: DDR-Delegation optimistisch“, in: Wolfsburger Stadtblatt vom 4. Juni 1988 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3).

19 „Delegation möchte im Mai nach Wolfsburg kommen: Halberstadt will mit VW-Stadt Freundschaft“, in: Wolfsburger Stadtblatt vom 4. Februar 1989 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3).

20 „Partnerschaft zwischen Wolfsburg und Halberstadt: Partnerschaftsvertrag noch in diesem Jahr“, in: Wolfsburger Allgemeine Zeitung vom 20. Mai 1989 (StadtA WOB, G.2.4, Nr. 3).

21 Dazu Gornig, Der Beginn der Kontaktabahnung (wie Anm. 12).



Wohnungsbauten der Neuland in der Danziger Straße im Stadtteil Wohlberg, 1955; Foto: Willi Luther/StadtA WOB, S.8/#71297

## Die Neuland baut der Stadt das Haus

Eine Wohnungsgesellschaft in Diktatur und Demokratie zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Die *Neuland* war seit ihrer Gründung durch die *Deutsche Arbeitsfront* alles andere als eine gewöhnliche Wohnungsgesellschaft. Als zentrale Akteurin einer der bedeutendsten Stadtneugründungen im Deutschland des 20. Jahrhunderts sollte sie sowohl das propagandistische Ideal als auch das öffentliche Bild nationalsozialistischer Neubaustädte prägen. Entsprechend groß war die überregionale Aufmerksamkeit, die ihr zuteilwurde – erst recht, nachdem die „Stadt des KdF-Wagens“ durch Adolf Hitler persönlich nach Berlin und Nürnberg als dritte Stadt in den Rang einer Neugestaltungstadt erhoben worden war.

Doch Anspruch und Wirklichkeit klappten bereits in der NS-Zeit weit auseinander. Als im Mai 1945 der Zweite Weltkrieg endete, war der angestrebte Aufbau einer nationalsozialistischen „Mustersiedlung“ am Mittellandkanal auf vielen Ebenen gescheitert. Bis Ende des Jahres 1944 hatte die *Neuland* lediglich 2.915 Wohnungen fertiggestellt und damit

die ambitionierten Planungen deutlich verfehlt: Die ursprünglich angestrebte Einwohnerzahl von 90.000 blieb ein Wunschbild; die Stadt – wie auch ihr Name – war bei Kriegsende im Provisorium steckengeblieben.

Doch wie setzte sich die Geschichte des Unternehmens nach dem demokratischen Neuanfang fort? Der von Dr. Maik Ullmann und Dr. Alexander Kraus herausgegebene Band zeichnet Aufbau, Struktur, personelle Netzwerke und Kontinuitäten des lokalen Wohnungsunternehmens sowie dessen enge Verflechtung mit der Stadt Wolfsburg nach. Darüber hinaus wird mit ihm der Versuch unternommen, am Beispiel der *Neuland* eine Architektur-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des Wohnens von der Zeit des Nationalsozialismus bis in die frühen 1970er Jahre hinein zu schreiben.

Erschienen im Wallstein Verlag,  
ISBN 978-3-8353-6057-0  
€ 35,00 (D) \* | € 36,00 (A) \*



Maik Ullmann und Alexander Kraus (Hg.)

## Die NEULAND baut der Stadt das Haus

Eine Wohnungsgesellschaft in Diktatur und Demokratie zwischen Anspruch und Wirklichkeit

WALLSTEIN

Buchcover

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER  
Institut für Zeitgeschichte und  
Stadtpräsentation  
der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG  
Anita Placenti

REDAKTION  
Dr. Alexander Kraus  
Aleksandar Nedelkovski  
Anita Placenti  
Daniel Nieswand

BILDREDAKTION  
Katja Steiner

ANSCHRIFT  
Stadt Wolfsburg,  
Institut für Zeitgeschichte und  
Stadtpräsentation,  
Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg,  
Tel. (05361) 27 57 30,  
Fax. 27 57 57,  
E-Mail: iza-stadtarchiv@stadt.  
wolfsburg.de  
www.wolfsburg.de/iza

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500  
ISSN 2367-4431